

Inhaltsverzeichnis

Kontakt Franziska (6).....	2
Besuch Jan in der Klinik.....	2
Franziska (7).....	12
Zweiter Besuch Klinik.....	13
Dritter Besuch Klinik.....	18
Jan hat einen Traum.....	20
Kontakt zu Franziska (8).....	22
Jan wieder in Frankreich.....	22
Ein kleine Schlitzung.....	24
Wir verlieren uns etwas aus den Augen.....	25
Franziska 8.....	25
Die siebte OP.....	26
Jan wieder in Frankreich.....	33
Wiedersehen mit Conchita.....	36
Jan tritt in den Schützenverein ein.....	38
Etwas zu diesen Vereinsunwesen.....	51
Jan bekommt seinen ersten gewünschten Revolver.....	52
Wenn Ingenieure schießen.....	53
Jans Erfahrungen mit dem Standdienst.....	55
Die erste und vorletzte Standaufsicht.....	55
Die zweite und letzte Standaufsicht.....	58
Jan verabschiedet sich vom Schießsport.....	60
Jan kann es nicht lassen - das Erfinden.....	61
Jan Kampf gegen die Giganten.....	63
Besucher im Ferienhaus.....	64
Jan's Lebenserkenntnis.....	68
Erste Geschichte erster Teil.....	68
Zweite Geschichte erster Teil.....	68
Zweite Geschichte zweiter Teil.....	69
Erste Geschichte zweiter Teil.....	69
Jan bekommt neue Nachbarn in Frankreich.....	70
Erste Eindrücke.....	70

Jan – erzähl' mir eine Geschichte

Biografie eines x-beliebigen älteren Herrn

Teil IV

Kontakt Franziska (6)

Wir trafen uns, Franziska und ich, in der bereits gewohnten Umgebung, tranken einen Kaffee.

„Franziska, ich habe lange gebraucht, viel nachgedacht, und will Sie doch fragen, ob ich den Jan noch in Planegg besuchen soll – sofern er einverstanden ist. Er wird ja wohl bald in die Reha gehen?“

Franziskas Augen erhellten sich. Sie wolle das gerne arrangieren, wenn ich erlaube - oder ob ich den Jan nicht doch selber anrufen möge? Ich wusste nicht, mir war das egal. Ich stimmte zu, dass sie den Jan darauf ansprach und mir Bescheid geben möge.

Besuch Jan in der Klinik

Kein Lächeln auf seinen Lippen, ein strenger Blick – oder doch – ein kleines verkrampftes, ungewohntes? Einem alten Mann begegnete ich. Einem gebrocheneren alten Mann, der ihm weißen Klinik-Bademantel und Pantoffeln daher schlurfte. Pantoffeln? Pantoffeln? Der alte Mann trug Mokassins. Echte Mokassins. Ein alter Indianer? Und nun sehe ich etwas, dass ich nie habe sehen können. Das hagere Gesicht hat etwas offen gelegt, das verborgen war hinter einer Fassade aus Lebensfreude und Gesundheit: eine asiatische Komponente. Der Augenschnitt, die nun etwas stärkeren Wangenknochen. Die ausgeprägten Nasenflügel. Das verhaltene Lächeln eines alten weisen Asiaten. Hatte Jan nicht irgendwann gesagt, er sei zu einem Teil Asiate? Eine Beule unter seinem Mantel verriet sein Desaster.

Ein längeres Händeschütteln, einen Kuss auf die Wange.

„Gerlinde, ich wollte nicht, dass Du kommst. Es war nicht meine Idee.“

„Ich weiß Jan. Ich dachte, ich mache Dir vielleicht trotzdem eine Freude. Wenigstens habe ich Deine Frau so verstanden“

„Ja, irgendwie schon. Sicher.“ Und dann schüttelte er den Kopf, so wie ich es von ihm kannte: „Franziska. Ist sie nicht eine Seele? Sie sieht ihrem Mann nicht nur seine Leidenschaften nach, sie dient ihm auch in seinen schlimmsten Stunden. Aber auf der anderen Seite wollte ich das nicht. Deine Jugend und meine Zerbrechlichkeit gehören nicht zusammen. Du musst leben und sollst Dich nicht mit Krankheiten befassen. - Aber komm, wie gehen ein wenig spazieren.“

Spazieren? Im Krankenhaus?

Dieses mitten im Wald gelegene Krankenhaus, oder Klinik?; es besaß tatsächlich einen kleinen Spazier-Garten. Ein Mikro-Biotop, um das man wohl 30 mal die Stunde herum gehen konnte. Hatten die Aktionäre dieser Klinik den Kranken, oder besser den Genesenden nicht mehr zu bieten gewagt? Die Gemeinde der Klinik nicht mehr zur Verfügung stellen können?

„Schön Dich wieder zu sehen. Auch wenn ich Dich in einem besseren Zustand wünschte. Du bist deprimiert? Wie geht es Dir, Jan?“

„Ja, es geht, Du siehst es ja. Nicht lebendig und auch noch nicht tot. Ich bin halt deprimiert, wie sollte es anders sein. Die OP war anstrengend, dann haben sie mir bescheinigt, dass ich keine der möglichen Komplikationen ausgelassen zu haben scheine.“ Er schüttelte den Kopf, unverständlich,

unbegreiflich, selbst für ihn, diese Situation. „Den Schwestern will ich das nicht zeigen. Es geht sie nichts an. Aber Dir mag ich nichts vorspielen.“

„Aber relativ zum Zustand vor der OP geht es Dir nicht gut – hm?“

Ich kannte die Ernüchterung, die sich nach einer OP breit macht, das Eingeständnis, naiv gewesen zu sein.

„Woher weißt Du?“

„Was soll ich wissen?“

„Ah, ich dachte, Franziska hat Dir berichtet – nein?“

„Was sollte sie mir berichtet haben?“

Offensichtlich hatte ich in ein Bienennest gestochen.

„Von dem Selbstmordversuch...?“

„Du...?“ - Einen Augenblick lang war ich geschockt. Mir krampfte sich da im Brustkorb etwas zusammen. War ich immer noch in Jan verliebt? Nein, wirklich nicht. Es war Gras darüber gewachsen. Ich konnte damit umgehen. Dennoch, er war mir nahe gewesen wie kaum jemand sonst - außer meinem Sohn.

„Nein, nicht ich, entschuldige. Es gab hier im Hause einen Vorfall dieser Art. Ich dachte, Franziska habe Dir davon berichtet.“

„Nein, hat sie nicht. Vielleicht erzählst Du mir etwas über den Ablauf Deiner Krankengeschichte. Ist sicher lehrreich für unsereins.“

Nun, auch wenn mir das als Frau in dieser speziellen Form ja nicht passieren kann, eine Leidensgeschichte ist für alle Beteiligten eine Bereicherung. Horst wird bald in das Alter der Vorsorge kommen, so ist es schon interessant, etwas mehr zu wissen.

„Also, gut. Setzen wir unsere alte Gewohnheit fort. Du fragst, ich antworte. Pass auf, ich mach es kurz:

Der erste Eindruck, den ich hier bekam, war der: Also gut, man wird eine Biopsie machen, dann wird sich herausstellen, dass alles ein Irrtum ist. Schließlich hat keiner in der Familie je Krebs gehabt. Und dann wird man dich laufen lassen. Schließlich hatte mein Freund Harald mich abgetastet und bestätigt, dass ich wohl keinen Krebs habe. Nichts würde darauf schließen lassen – nur halt dieser unsägliche PSA-Wert. Der sage zwar nicht allzu viel, aber – man müsse ihn schon ernst nehmen.

Ich wollte aber keine Biopsie. Hast Du schon mal den Namen *Dr. Hackethal* gehört? Nein? War zu meiner Zeit ein bekannter Chirurg, der gegen den operativen Eingriff bei Prostata Problemen war. Da fielen Begriffe wie *eine Biopsie macht aus einem Haustierkrebs einen Raubtierkrebs* und ähnliches. Ich wollte das vermeiden, weshalb ich hernach überall als ein Feigling behandelt wurde...“

„...wieso überall?“

„Ganz einfach. Bei Ärzten ist es so wie in der Verwandtschaft: Einmal vorverurteilt, zieht sich das durch dein ganzes Leben. Die (Ärzte) geben das weiter. Ist wohl Teil ihres Systems...?“

Ist das so? Kann das sein? Ist mir das auch schon passiert? Offensichtlich sichern sich die Ärzte damit gegen eigene Fehldiagnosen ab. Die quatschen miteinander, warnen sich gegenseitig vor einem Patienten. Fällt das nicht unter Verleumdung? Wohl nicht. Fällt wohl unter ärztlicher Schweigepflicht?

„Also schickte der Dr. Harald mich in die Klinik Großhadern, wo sie einen Großversuch machten mit einem neuen Tomografie-System. Sie verpassten mir eine Sonde in den Po und dann lag ich da

für gut eine halbe Stunde, um hinter her zu erfahren, dass das Verfahren zwar nicht anerkannt sei, aber sie aus Erfahrung einen nicht unerheblichen Verdacht auf ein Prostata-Karzinom hätten. Shit. Weißt Du, wie man sich nach einer solchen Diagnose fühlt?“

Nein, ich wusste das nicht. Kein Mensch, der das nicht erlebt hat, weiß davon. Er kann es sich vorstellen. Aber vorstellen kann man sich auch, dass man sterben muss, nur – mit welchen Gefühlen? Keiner weiß das im voraus.

„Schlimm?“

„Schlimm? Nein, ich kann das nicht beschreiben. Wie ein Orgasmus vielleicht – nur, dass es im negativen Bereich liegt...?“

Na, das war doch schon einmal eine Aussage, mit der man etwas anfangen konnte.

„Folglich schickte mich der Harald zur Biopsie in die Klinik, in der ich nun bin. Und – er hatte schon für den Fall, dass das Ergebnis positiv sein sollte, einen OP-Termin arrangiert. Was ich aber noch nicht wusste.

Also fand ich mich dort ein. Franziska begleitete mich – wie meistens, wenn es mir mulmig um's Herz ist. Dort - wir befanden uns im Treppenhaus, waren auf dem Weg vom Büro zur Station, gab es einen Alarm, dann eine fürchterliche Aufregung, Geschreie, man möge aus dem Weg gehen. Dann sahen wir über die Brüstung nach unten, Ärzte und oder Pfleger schoben in aller Eile ein Krankenbett durch die Gegend mit einem Mann darin, über den sich ein Arzt beugte, so als wolle er ihn wiederbeleben.“

„Und?“

„Nun, später erfuhr ich von eben jenem Pfleger, welcher auch der meinige wurde, dass es sich um ein Suizidal-Versuch gehandelt habe.“

„Und?“

„Ja – nix und. Um einen *erfolgreichen* – Leider?- Gott sei Dank?!“ Er zuckte die Schultern: „Was soll ich weiter sagen? Diese Szene hat mich schon arg berührt. Zum einen dieser Mann, zum anderen projiziert man das doch automatisch auf sich. Wobei ich sagen muss, der eigentliche Schock über diese Szene kam viel später, nämlich als ich selber in ähnlicher Situation war.“

Er schüttelte den Kopf.

„Gerlinde - komm, sei brav, erzähl mir vom Leo, und von Deinem Mann auch.“

Das war wohl das Beste, was wir nun machen konnten. Und so erzählte ihm von beiden, und der Jan war sichtlich zufrieden, dass es beiden gut ging, und wohl auch erleichtert, dass unser altes Verhältnis der Ehe zwar zu Schwierigkeiten, aber dann doch nicht zu einem Bruch geführt hatte. Er freute sich, dass *sein* Leo in der Schule erfolgreich war und sich bald anschicken würde, einen Beruf zu ergreifen.

„Und – worauf willst Du ihn trimmen? - Ingenieur? Nein?“

„Für Ingenieure gibt es keine Tradition in der Familie. Er bastelt gerne von Zeit zu Zeit. Macht sich Gedanken über die Funktion von dies und das. Aber, ob er die Kurve bekommt, weiß ich nicht.“

Ja, so ist das wohl. Raubtiere können jagen, aber zuschlagen, das lernen sie erst durch die Mutter. Aber Leos Bezugspersonen waren im Lehrbetrieb tätig. Sein Lieblingsonkel war Banker. Ihn in die Ökonomie zu bugsieren war vielleicht möglich, aber in die Ingenieurwissenschaft? Man wird sehen.

„Na gut“, war alles, was dem Jan dazu einfiel. Es war lange her, dass er den kleinen Leo im Herzen trug, und traurig war, ihn nicht durchs Leben begleiten zu können. Nun war der Leo erwachsen, im letzten Jahr auf dem Gymnasium. War ein Mann geworden und brauchte niemanden mehr, der in durchs Leben begleitete. Sein Interesse war nicht Null, das nicht, aber es war von anderer, reiferer Art. Ich spürte das. Und das war sehr gut so.

„Und Du – und Dein Stiefsohn?“

Es kam einfach so aus mir heraus. Ich bereute sofort, das Thema angeschnitten zu haben, kannte ich doch seine Einstellung. Aber ich konnte mich innerlich einfach nicht damit abfinden, dass er so wenig Kontakt zu diesem jungen Mann hatte.

„Gerlinde, ich habe keinen Stiefsohn. Meine Frau hat einen Sohn. Wir haben geheiratet, nach dem er volljährig war – mit über 30 Jahren kann man doch davon sprechen – oder?“

Mein Gott, er sah darin wohl eine Rücksichtnahme seinerseits. Nur fragte ich mich, dem jungen Mann, seiner Frau oder sich selbst gegenüber? Geheiratet hatten sie inzwischen, fast 60 Jahre war er darüber geworden, und Liebe war nicht einmal der Grund. Der Gründe waren einzig und allein wirtschaftliche Interessen. Der Notar hatte es ihnen warm an Herz gelegt: „Herr Jan, Frau Franziska, ich muss Ihnen nahe legen zu Heiraten, aus Erfahrung. Wir hatten einen solchen Fall in der Praxis. Da stirbt plötzlich der Mann in einer festen Lebensbeziehung, und was passiert? Sein ganzes Vermögen wird von seiner Verwandtschaft beansprucht. Machen sie nicht den gleichen Fehler. *Das* – kann jedem jeden Tag passieren.....“ Eigentlich wollten sie nur ein Testament machen, das eben das verhindert.

Und das wollte der Jan dann schon nicht; denn seine popelige Verwandtschaft, wie er sagte, war ihm auch nicht lieber als der Stiefsohn, den er ja nicht hatte, der das dann mal erben würde. Natürlich könne man alles vertraglich regeln, hatte der Notar zugestanden, *aaabääär*, hatte er dann hinzugefügt, glauben sie mir, es ist für den Hinterbliebenen um ein Vieles leichter....“

Nun, ja. Und bezüglich der Absicherung des Sohnes der Franziska für einen solchen Fall waren sie ja eigentlich zu ihm, dem Herrn Notar, gekommen. Die alte Frau hatte darauf bestanden, dass der Enkel, im Falle der Franziska passiere etwas, seinen Anteil von ihrem Haus erhält. So hatten sie ein Testament gemacht, in dem der Sohn der Franziska einen Anteil von Franziska Vermögen erhält, entsprechend dem Wert des geerbten Hauses, und – zum Ausgleich, hatte sich der Jan ausbedungen, den Leo als seinen Erben einzusetzen – dem vorgenannten Wert entsprechend – schon aus Trotz dem Stiefsohn gegenüber, der doch nichts von ihm wissen wollte. Und dann hatten sie geheiratet. In der kleinen Stadt Meersburg am Bodensee, weil man sich das heute aussuchen konnte, wo man getraut werden will. Und – sie heirateten zu zweit. Das heißt: ganze alleine, ohne Trauzeugen, auch das könne man sich heute aussuchen.

Und die Standesbeamtin hatte sie gefragt, ob sie ihnen das etwas feierliche Programm vortragen dürfe mit dem Hinweis, dass das aber nicht jeder wolle. Doch, hatten sie beide einstimmig gesagt, das würden sie schon gerne wollen. Und dann war dem Jan ganz feierlich geworden, und der Franziska auch etwas, und hernach hatte der Jan zur Franziska gesagt, dass die Zeremonie so etwas gewesen sei, wie die Verwendung einer edlen Elektrode beim Schweißen – womit die Franziska aber erst einmal nicht so richtig hatte etwas anfangen können. Anschließend hatten sie die Schwiegermutter zum Essen eingeladen. Und jetzt hatte er doch noch eine bekommen, die das sichtlich genoss, in einem guten Restaurant mit Blick über den See speisen zu dürfen.

Aber einen Stiefsohn? Nein, das akzeptierte er nicht, auch nach dem dieser gekommen war, um ihn dort in der Klinik zusammen mit seiner Mutter zu besuchen. Schließlich, meinte der Jan, sei er gekommen, um seine Mutter zu besuchen, die sich dort mehr aufhielt als im Heimort. Nein, er wolle darüber nicht reden, über dieses filigrane Gewebe aus kleinen Gehässigkeiten, aus kleinen Demütigungen, die ihm dieser Junge bereitet hatte, es sei einfach zu viel für ihn gewesen. Auch wenn er verstehen könne, dass er die Projektionsfläche für den wirklichen Vater gewesen war, der sich ja so erfolgreich seinen Pflichten entzogen hatte. Dieser Bonsai-Franzose.

“Nein, Du würdest am Ende meinen, dass ich derjenige bin, der krank vor Hass sei. Nur ein Wort, ein einziges Wort dazu: Was mich am meisten verletzt hat, das war eine Äußerung dieses Jungen, der sich als postpubertärer junger Mann hinstellte und sich so äußerte, dass er einmal klarstellen wolle: <<Weißt Du, Jan, ich will Dir mal was sagen: Ich habe nie einen Vaterersatz in Dir sehen können.....>> Gerlinde, es waren nicht die Worte, es war der Hass in der Stimme...“

Und nun merkte ich, wie tief diese Äußerung gegangen war. Aber es war ja nicht dieser gesprochene Satz, er hatte das die ganze Zeit so empfunden, dass war es wohl.

„Gerlinde,“ sagte er schließlich, „können wir nicht von etwas anderem reden als gerade von diesen traurigen Dingen. Ich habe so oft über unsere Abende nachgedacht. Du hast mir damals die Welt bedeutet und Deine Fragen haben mich zum Gott gemacht. Glaube es mir, mehr hätte es nicht bedurft.“

Ich muss wohl geschmunzelt haben, natürlich hatte ich Fragen, und auf einmal war mir klar, ich war für ihn tatsächlich der Enkel gewesen, der imaginär auf seinem Schoß saß, oder auf einem Schemel, und dem er Geschichten erzählen konnte. Größe, Wichtigkeit, Ansehen, alles was wir brauchen, *manifestiert* sich in der Art, wie wir angesprochen werden. Der ganze *Rochus*, der sich gegen seinen Chef angestaut hatte, sei mit einem Mal verflogen gewesen, wenn dieser ihn z.B. gefragte hatte: <<Herr Jan, was halten Sie hier von oder da von...>>

„Schön, wie Du das gesagt hast. Aber Du schuldest mir noch eine Erklärung, wie denn der Magnetismus funktioniert.“

Er schaute erstaunt auf: „Liebe Gerlinde – niemals. - Niemals habe ich das gesagt. Denn kein Mensch weiß, wie das funktioniert. Tu mir einen Gefallen, such Dir was anderes aus.“

Ich war überrascht über seine ablehnende Entschiedenheit, war meine Frage doch eher ein aufmunternder Scherz gewesen.

„Jan, tut mir Leid. Ich wollte Dich nicht ärgern. Du hattest in grauer Vorzeit versprochen, darüber nachzudenken, das ist alles.“

Dann gelang ihm doch noch ein Lächeln. „Ja, ja, das stimmt schon. Aber das ist lange her und war bestimmt ein Scherz. Ich bin zwar ein kontemplativer aber weder ein wissender und schon gar nicht ein genialer und eben nur ein einfacher Ingenieur. Außerdem - inzwischen denke ich nicht mehr. Oder besser, ich habe es aufgegeben zu glauben, dass ich denke.“

„Jan, es liegt eher näher, dass ich Dich frage, wie das denn passiert ist, - das, ich meine, das mit Deiner Krankheit. Erzähl mir, es kann auch ganz kurz sein. Aber ich möchte das schon irgendwie wissen.“

Er holte tief Luft: „Okay, war ja wohl nicht zu vermeiden, wenn Du kommen solltest. - Also, ich mach' es ganz kurz – ja?“

Und dann erzählte er mir in Kürze seine Leidensgeschichte. Er hatte ständig Schmerzen im Bereich der Prostata, konnte oft das Wasser nicht mehr halten, einfach so vor Schmerz. Wie man das aber auch bei alten Leuten kennt. Der Hausarzt, ein Internist hatte ihn mit Ultraschall abgetastet und gemeint, das seien wohl Verkalkungen in der Prostata, ja, ja, - ja, man müsse da schon mal so interpretieren. Aber zur Sicherheit solle er doch mittelfristig mal einen Urologen aufsuchen. Aber eigentlich wollte der Jan nicht zum Urologen. Urologe, das hieß Biopsie, eine Gewebeentnahme aus der Prostata, ein Durchstich durch den Darm. Und wie hatte sein alter Fernseh-Lehrmeister, der Doktor Hackethal gemeint?: Stich durch die Scheiße?, Infektion der Prostata?, Entzündung derselben und Erzeugung eines Raubtierkrebses, wo vorher nur ein Haustierkrebs sich befunden haben mag?

Nun war Franziskas Kollegin mit einem Urologen verheiratet, man kannte sich, schätzte sich, tauschte sich allgemein aus, empfand sich als befreundet. Und dieser Freund Harald untersuchte ihn erst einmal mit seinem langen Finger und Ultraschall-Sonde dazu. Aber er fand keinen Anhaltspunkt für ein Karzinom und verschrieb ihm erst einmal ein Medikament, dass die Entzündung linderte. Und der Jan meinte, das sei dann auch schon alles. Aber dem war nicht so.

Die Messung des PSA-Wertes, des Prostata-spezifischen-Antigens, zeigte eine ungewöhnlich hohes Niveau, 14,3 wo doch der Schwellenwert bei ca. 4 lag. Jan war geschockt. Gut, sagte der Doktor Harald, das muss nicht sein, aber es kann sein, dass sich dahinter ein Karzinom versteckt. 'Jan, Du

musst Dich einer Biopsie unterziehen. Kein Weg daran vorbei.'

Fürchterliche Träume hatte ihn begleitet. Ständig Albträume über seine Hinrichtung. Nass geschwitz erwachte er mitten in der Nacht. Einmal träumte ihm, eine schöne Frau sei auf ihn zu gekommen und habe sich ganz vertraut verhalten. Aber Jan hatte das so nicht gewollt und reklamiert, worauf die Dame sagte, sie sei doch Franziska, und dass sie anders aussehe, das mache doch nichts, sie sei auch Gerlinde und auch Helga, seine erste Liebe. Sie sei alle in einer Person, er sei jetzt Tod und solle das einfach so akzeptieren.

Und Jan hatte nachgedacht und gefunden, dass dieser Traum einen einfachen Hintergrund hatte. Es hatte sich im Ferienhaus ein Bienenstock zwischen Laden und Fensterscheibe etabliert. Und der Imker, den sie gebeten hatten, sich der Bienen anzunehmen, hatte sie aufgeklärt, wie Bienen zu verstehen seien, nämlich als eine Einheit, als *ein* Wesen, bestehend aus vielen Wesen, alles Zwillinge. Ein Staat, wo Individualität wenig und der Staat alles gilt. Mit einem Wort, seine Ängste zeigten sich ihm in seinen Träumen.

Die Entzündung hatte sich durch das Medikament etwas verringert und so war er mit der Biopsie immer noch nicht einverstanden. Aber der Doktor Harald ließ nicht locker. Er arrangierte eine Untersuchung, ob der Jan nun wollte oder nicht, mittels eines neuen Tomografie-Verfahrens in München. Der Chef dort war ein Freund von ihm, der auf dem Gebiet der Früherkennung forschend tätig war.

Jan entschloss sich, einen Urologen an seinem Wohnort aufzusuchen, ihm den Vorgang zu schildern und seine Bedenken vorzutragen. Franziska hatte ihn dorthin begleitet. Und Jan lernte, dass Urologen wohl doch weniger zu den filigranen Geigenspielern gehören. Der Arzt machte ihn darauf aufmerksam, dass der Doktor Hackethal eben an Prostatakrebs gestorben sei, und meinte, der alte Dussel hätte nicht so stur sein sollen. Nein, dafür dass Jan sich verweigere mit dem Hinweis auf langsam wachsende Karzinome im Alter, sei er noch viel zu Jung. <<Glauben Sie es mir einfach,>> hatte der Arzt gesagt, <<wenn Sie lange zögern geht es Ihnen wie den anderen; dann brauchen Sie keinen Arzt mehr sondern nur noch ein Holzkiste....>>

Jan war geschockt und seine Frau dazu. Sie waren seit nunmehr fünf Jahren verheiratet. Er fügte sich in sein Schicksal. Er stimmte der Tomografie zu und tatsächlich, der junge Arzt eröffnete ihm, dass die Untersuchung mit hoher Wahrscheinlichkeit eine hohe Gefährdung ergeben habe. Er riet ihm, sich unbedingt einer Biopsie zu unterziehen.

Und dann ging alles sehr schnell. Doktor Harald arrangierte für ihn in der Klinik, in der er nun war, ein Zimmer, einen Untersuchungstermin, und einen möglichen OP-Termin für den eher wahrscheinlichen Fall einer positivem Untersuchung. Zwei Tage hatte er danach noch Zeit, bis das Ergebnis vorlag. Er verbrachte sie mit Franziska im Hotel. Ein Liebesakt wurde zum Trauma: Bei der Ejakulation kam mit dem Sperma ein Schwall von Blut – und die Franziska, ganz nachdenklich, sagte zum Jan: <<Jan, ich glaube, dass war unser letztes *Bummselchen*...>>

An dem darauf folgenden Tag eröffnete man ihm, dass es sich um ein aggressives Karzinom handele und er sich für auf die OP für den nächsten Tag vorbereiten möge.

„Jan, lass mich raten – wer war der Operateur?“

„...musst Du nicht. Der Operateur war ein Studienfreund vom Dr. Harald...“ Er wird ihm später sagen, dass die Hartnäckigkeit des Dr. Harald ihn gerade noch von der *Schippe* gerissen habe.

Ich musste laut lachen und sah dabei in das erstaunte Gesicht eines älteren Herrn, der ebenso dort spazieren ging, nur in entgegengesetzter Drehrichtung. Jan blieb stehen, begrüßte diesen Mann und stellte mich vor. Diesmal war ich seine Patentochter. Ein kurzes Geplänkel und wir setzten unseren *Weg* fort. Der Herr sei Dr. Ulli, ebenso operiert wie er, ein ehemaliger Richter am BGH. Am Bundesgerichtshof? Nein, nein, das schon nicht, am Bayrischen Gerichtshof halt. Oh Jan! Mit ihm ginge er ab und zu spazieren, oder man träfe sich in einer stillen Sitzecke auf der Etage zum Plausch. Cafeteria? Fehlanzeige!

Was denn ein Richter und ein Ingenieur gemein hätten, wollte ich wissen, worüber sie sich wohl unterhielten? Fußball? Das Leben danach?

„Keineswegs,“ sagte der Jan, „zum einen diskutieren wir die Frage, haben wir richtig entschieden, hätte es etwas weniger sein dürfen? Und zum anderen streiten wir uns darüber, ob der einfache Bürger die Oper durch seinen Eintritt unterhalten sollte oder ob der Staat die hohen Subventionen leisen soll.“

Die Meinung vom Jan kannte ich ja, und ich wusste, dass er sich mit seinem Pragmatismus schon arg in die Nesseln setzen konnte. Das Theater, die Oper, die Ausstellungen etc., das alles müsse sich tragen, müsse von den Konsumenten bezahlt und getragen werden. Und wenn die Leute das Geld nicht erübrigen könnten, nun, ja, dann müsse die Kultur weichen. Es gehe nicht an, dass der einfache Bürger das Kultur-Image einer Nation ohne eigenen Benefit aufpoliere....

Und der Herr Ulli? Richter? Nun, der sei doch wohl ein Konsument, ein Nutznießer des Systems? Oder lag ich falsch?

„Nein, absolut nicht. Du liegst richtig. Aber schlimmer noch, der pflegt seine gesellschaftlichen Kontakte über diese Schiene. So wie andere die teure Mitgliedschaft in einem Tennisclub oder in einem Golfclub finanzieren, trifft er sich nebst Frau Gemahlin mit Doktoren und Doktörchen zum Plausch nach gemeinsamen preiswerten Oper- oder Theaterbesuch.“

„Und ihr streitet Euch?“

„Nein. Wir philosophieren nur. Du meinst ob der Theatersubventionen?“

Dieses verschrobene Wörtchen „ob“ schien es dem Jan immer noch angetan zu haben.

„Ja.“

„Nein, Um Gottes Willen, nein. Er hat ja nicht darum nachgesucht. Warum sollte ich? Aber wir diskutieren halt über die Notwendigkeit der Förderung des Kulturbetriebes oder besser dessen Aufrechterhaltung, usw.“

„Nicht über das Schmarotzen der sogenannten Künstler?“

Kannte ich doch seine Meinung.

Hochkulturen, so der Jan, gingen alle irgendwann an dem gleichen Fehlern zu Grunde: Der nicht investierte Gewinn der Großverdiener, die hohen Subventionen von Kulturträgern, Leistungssport, Forschung, Entwicklungshilfe, Katastrophenhilfe, Militär, lässt die die Schere zwischen den Habenden und den Nichthabenden aufgehen, so - dass es zu einer Revolution kommen kann. Und die Demokratie mache da keine Ausnahme, sie wirke nur gedämpft; denn irgendwann werden die Gewerkschaften und die linken Parteien so aggressiv, dass deren Forderungen und Gesetze die führenden Strukturen einer Nation zu Desinteresse verleite, welche zu Revolutions-ähnlichen Auswirkungen führe.

Außerdem wisse man, dass alles, was der Staat sonst noch unterstütze, gleich von den Betroffenen missbräuchlich genutzt werde: Eine staatliche Unterstützung der Bauleistung eines Hauses z.B., gedacht zur Ankurbelung der Wirtschaft o.ä., führe sofort zur Erhöhung der Handwerker-Angebotspreise. Und beim Theater? Nun, umgekehrt und doch ähnlich: die Sänger und Co. freuen sich, dass die Opern sich überschlagen mit ihren Angeboten. Und keiner der Beteiligten leiste sich den Hauch von Vernunft, weder die Häuslebauer noch die Intendanten.“

„Und – findet Ihr einen Konsens?“

„Konsens? Zwischen Frosch und Straßenbauer? Nein, aber wir haben beide Spaß an der Unterhaltung. Wir schenken uns nichts – wir diskutieren wie zwei Alte, die die Weisheit gefunden haben.“

„Philosophieren – also?“

„Ja.“

„Jan, philosophieren ist aber etwas anderes, und Du wirst gar nicht begeistert sein von meiner Definition.“

„Erzähl' es mir. Komm!“

„Philosophieren ist eine Synthese aus Wissenschaft und Weisheit. Ihr mögt ja weise sein, aber...“

„...Wissenschaftler seien wir deshalb noch nicht, willst Du sagen. Interessant, interessant. Habe ich nie so gesehen. Aber da Du das schon sagst, jetzt weiß ich, warum ich Philosophen immer für Quatschköpfe gehalten habe...“

„Warum diese Häme? Bist Du nun ärgerlich?“

„Nein, wirklich nicht. Überlege selber. Deine Definition kann ja gar nicht gut gehen. Wissenschaftler sind Pubs-trockene Faktensammler. Die können sich zwar streiten, z.B. über die Art der Sammlung von Daten, bezüglich der Reihenfolge und Vollständigkeit usw., aber es geht um Fakten. Ein Weiser hingegen hat so viele Gegner, wie es andere Weise gibt, die sich seines Themas annehmen...“

„Warum dass?“

„Nun, der eine Philosoph rät Dir: <<...geh' auf den Berg dort, die Weite dort oben wird dich bereichern...>>, der andere Philosoph rät Dir: <<...geh' ins Tal, die Erkenntnisse, die du dort gewinnst, werden dich verwirren...>>.“

Hmm? Nun, sagte nicht schon Goethe in einem Gedicht '...da kommt ein Philosoph daher und erzählt dir dies und das.....?' Ich muss das mal nachlesen.

„Jan, bitte noch einmal von vorne. Der Dr. Harald hat Dich erst einmal untersucht, hast Du gesagt, und nichts gefunden. Er hat sich nur an Deinem PSA-Wert gestört und Dich anstelle einer Biopsie zur Tomografie geschickt? Hast Du ein Gutachten von denen bekommen?“

„Nein, die haben mir ihren Befund mitgeteilt und das Gutachten in die Klinik oder zum Dr. Harald geschickt – egal.“

„Du selber hast offensichtlich keinen Einblick bekommen? Also. Und danach hat der Dr. Harald die Klinik unterrichtet und die haben eine Biopsie gemacht? Ja? Und das Gutachten darüber, hast Du das gesehen?“

„Nein, die haben das an den Dr. Harald oder an die Klinik geschickt. Und die haben mir verklickert, worum es geht, und mit eröffnet, dass sie in zwei Tagen operieren wollen.“

„Du selber hast nichts in der Hand? Kein geschriebenes Gutachten? Du hast Dich operieren lassen nur so aufgrund einer Mitteilung?“

„Ja, klar. Habe ich keine Problem mit.“

„Du hast kein Problem damit, dass Dein Urologe, der Tomograf und der Operateur Studienfreunde sind, und keiner Dir ein Gutachten unterbreitet?“

„Nein, habe ich nicht. Willst Du mir sagen, es könne sein, dass man mich operieren will, obwohl die Warteschlangen zur OP lang sind?“

„Nicht sonderlich. Aber Du hast mir erzählt, dass das Tomografie-Verfahren bis dato nicht anerkannt ist, und dass man noch in der Erfahrungs- oder Erprobungs-Phase sich befindet? Ist das richtig?“

„Ja, so habe ich das verstanden.“

„Also könnte es sein, dass die drei sich dahin gehend verschworen haben, mit der Operation die Untersuchungs-Reihe zu vervollständigen?“

„Hm – Gerlinde. Auf welche Ideen Du kommst. Wir sind doch nicht in einem Drittweltland, wo das Leben nicht viel zählt.“

Jan dachte nach.

„Nein, nein. Das macht doch keinen Sinn, das Ergebnis der Biopsie war doch schon eine Bestätigung ihrer Analyse – oder wäre eine Gegenanalyse gewesen. - Nein, das glaube ich nicht.“

Hatte der Jan da recht? Wahrscheinlich! Meine Sorge war vielleicht unbegründet. Nur, merkwürdig fand ich das schon, dieses Vertrauen des Jan auf die Ethik der Ärzte, sich ohne zu Grundlegung eines Beweises einer solchen Operation unterziehen zu lassen.

„Entschuldige, Jan. Mir wird warm und kalt bei dem Gedanken, dass man Dich nur so zum Spaß und um des Mammons Willen hätte operieren wollen.“

„Schon gut, mein liebe Gerlinde. Ich sehe, Dein Verstand ist um nichts...“

Hm?

„...kann nur noch an Schärfe zugenommen haben, seit wir uns kennen!“

Na, Gott sei Dank! Wir waren inzwischen ins Krankenhaus zurück gekehrt, hatten uns in eine Besucherecke gesetzt und tranken einen Kaffee aus einem Flur-Automaten. In sein Zimmer wollte Jan nicht gehen. Lag da noch ein Patient oder nicht. Ich weiß es heute nicht mehr.

„Jan, lass Dich etwas ablenken. Du hast Dir sicher in der Zwischenzeit Gedanken über den Magnetismus gemacht?“

„Magnetismus? Liebe Gerlinde, keiner kann Dir etwas über Magnetismus sagen.“

„Aber Du hast Dir Gedanken gemacht – wie versprochen?“

„Ja, habe ich. Ich habe oft an Dich gedacht, und so auch an mein lockeres Versprechen, darüber nachzudenken. Habe ich, habe ich – also.“

„Und?“

„Nichts – Und. Es hat sich ein Bild entwickelt, wie es sich im Kopf eines jeden entwickeln kann, der sich mit etwas befasst, von dem er keine Ahnung hat. Es kann die Realität touchieren oder vollkommen daneben liegen. Aber ich bin Dir irgendwie dankbar, dass Du mich angeregt hast, mir Gedanken zu machen. Gedanken verscheuchen die Welt.“

„Komm schon – erzähl mir etwas darüber. Es muss ja nicht stimmig sein, es muss nicht richtig sein. Ich will wissen, welches Bild sich Dir geboten – aufgedrängt hat?“

„Geboten? Aufgedrängt? Du bist 'n echter Schatz. Ich habe gebetet, <<HERR>>, habe ich gebetet, <<DU warst so gütig zu dem Kollegen Einstein. Bitte, gib auch mir eine Sekunde Weisheit.>>“ Und der Jan lachte, verhalten, aber er lachte; er lachte zum ersten Mal an diesem Tag, nicht so wie früher, nicht so locker, aber immerhin, er lachte. Ich war ein bisschen glücklich, ihn so zu sehen.

„Und – der HERR hat Dich erhört?“

„Nein, Leider nein. Erst einmal nicht.“

„Erst einmal nicht?“, ich lachte, ich war nun etwas gelöster als vorher, „zierte sich Dein HERR?“

„Offensichtlich. Ja. Dann aber sagte ich: <<Komm schon, Chef, hab 'DICH nicht so!>> Und dann sah ich plötzlich ein Atom vor meinem geistigen Auge, so wie ich es noch nie vor meinen Augen gesehen habe.“

Quatsch – man kann keines vor seinen Augen sehen, allenthalben sich eines einbilden.

„Und? Es war viereckig!“

„Nein. Das schon nicht. Aber die Elektronen verliefen nicht, wie schulmäßig bekannt, gleichmäßig

verteilt, sondern in Form einer Bahn, so wie man das bei den Ringen des Jupiters kennt.“

„Du meinst aufgrund der spezifischen Konzeption von Neutronen und Protonen?“ Mir fiel die Dipolarität von Wasser ein und seine auf Grund dessen beruhenden Merkmale wie Adhäsion, Kohäsion, Bindekräfte zu anderen Atomen und Molekülen. Ich hoffe, dem Leser wird nicht langweilig oder meiner überdrüssig *ob* meiner laienhaften Bemerkungen; aber wir wollen ja irgendwie ehrlich sein mit dem Wissen, das wir spontan zur Verfügung haben. Studieren und dann alles besser wissen, wollen wir anderen überlassen.

„Ja. So ähnlich vielleicht. Angenommen, die Kräfte des Nukleus sind derart, dass sich die Elektronen zu einem Ring verdichten.“

Und – was denkst Du, soll das bewirken?“

„Die gleichen Kräfte, die das bewirken, haben vielleicht dann noch Kapazitäten übrig, um auf die Elektronenwelt anderer, benachbarter Atome zu wirken. Es kommt zu einer – geringeren aber immerhin – Anziehung, die bei der Kohäsion zwischen zwei Atomen vorhanden sind, die einmal miteinander verschmolzen waren.“

„Also ein Material bilden, einen Stoff? Ein Bien?“

„Ja.“

„Nun ist aber doch Eisen indifferent. Du musst es doch erst magnetisieren.“

„Nein. Nicht indifferent, nur, die Atome liegen indifferent zu einander, sie neutralisieren sich gegenseitig. Man muss sie richten, ausrichten, mit einem starken Magneten. In der Schmelze gibt es keinen Magnetismus; die Atome können sich drehen und sich so ausrichten, dass sie sich neutralisieren.“

„Ausgleichen? Aha, und das hast Du Dir alles ausgedacht?“

Er blinzelte ein wenig. Schüttelte mit dem Kopf hin und her, tat verlegen.

„Nein, nein, schon nicht alles. Das mit dem Elektronen-Ring schon, aber das ganze Drum und Dran hab' ich aus einer Doku. Pass auf. Da wird Eisen zu feinem Pulver vermahlen, welches in eine mehr oder weniger kleine Form gebracht wird, in der es dann unter begleitender Einwirkung eines starken Magneten verpresst wird. Der erzeugte Magnetismus wird damit – sozusagen – eingefroren.“

„Interessant. Also schließt Du daraus, das die Pulverteilchen sich durch den Einfluss des Magneten in die gewünschte Position bewegen lassen, in der sie hernach verharren müssen?“

„Hallo Partner – willkommen im Forschungszentrum Urologischen Klinik.“

Eine Schwester kam herein, adrett, blond, gepflegt, ja hübsch, doch, doch; staunte, sagte etwas, ging wieder. Ich dachte schon, als was der Jan mich nun wieder einmal vorstellt. Aber Fräulein Schwester hatte keine Chance.

Doch Jan klärte mich auf: „Das war Frau Doktor Gisela. Doktorandin inähh...“

„...in praktikum?“

„Genau.“

Und dann ging mir für einen Augenblick das ganze Verfahren einer Behandlung durch den Kopf: Hose runter, Handschuh anziehen, das wackelige Glied in die Hand nehmen, Katheter seiner Verpackung entnehmen, das Glied fest umschließen und vorsichtig den Katheter einführen.... Und das durch eine junge Frau, hübsch. Was sie das wohl empfinden mag? Interesse? – Abstoß? - Neutrale Routine? Ich denke, selbst ein Mechaniker hat zu seinem Werkstück eine, wohl meist positive, Beziehung.

Wie wir uns doch – unaufgefordert – in die Situation anderer hinein empfinden wollen. Sollte ich die junge Frau nun um ihre Nähe zu Jan beneiden? Kam sie vielleicht sogar aus persönlichem

Interesse? Jan, der doch nun – irgendwie – kastriert worden war?

„Gerlinde?“

„Ja?“ Jan hatte bemerkt, dass ich etwas sinnierte.

„Gerlinde – hey, das war meine Urologin. Sie passt auf mich auf.“

„Ja, ja, was sonst?...“ Wir lachten ein etwas bitteres Lachen.

„Einmal,“ erzählte Jan weiter, „der Operateur untersuchte mich gerade, kam die Maus ins Zimmer, und <<...huch ...>>, sagte ich ganz verschreckt, und ebenso sie auch. Der Operateur sah auf, grinste und sagte: <<Tu nicht so, - alte Urologin... >> - Komm, erzähl mir noch etwas mehr von unserem Leo. Lenk mich ab.“

Ich erzählte ihm etwas aus seinem Leben, auch dass er sich in der Schule ganz gut mache. So, halt im ersten Drittel sei – nicht mehr. Er solle auch kein Streber sein. Wie anders auch begründen Mütter die Leistungen ihrer Söhne. Aber sie befassten sich jetzt mit der Differential- und der Integral-Rechnung. Und dem Leo sei das alles zu theoretisch. „Ich glaube, er käme damit besser zu Recht, wenn er wüsste, wofür das ganz denn gut sein soll.“

Ja, der Jan kannte das. Das sei ein Manko bei der Ausbildung, bei den meisten jedenfalls. Die Lehrer oder Professoren hätten den Stoff *drauf*, so dass ihnen entgangen ist, wie schwer es ist, dies alles zu begreifen, und dann werfen sie den jungen Leuten die Mathematik um die Ohren wie einem Hund die Knochen vor die Füße.

Es war spät geworden, und es würde nicht mehr für eine weitere Diskussion reichen. Wir verabredeten uns für einen weiteren Besuch und der Jan versprach mir, sich Gedanken zu machen um ein einfaches und plausibles Beispiel.

Franziska (7)

Franziska rief an. Bedankte sich für meinen Besuch beim Jan. Bemerkte, dass es dem Jan offensichtlich gut getan hatte.

„Wissen Sie, Gerlinde. Ich habe immer solche Angst um den Jan. Bitte sehen Sie mir das nach, wenn ich Sie um Ihre Hilfe bitte.“

Es sei schon in Ordnung, beruhigte ich sie. Es sei auch für mich eine Bereicherung gewesen. Aber eben erschreckend auch, wie ein solch lebensfroher Mensch so ins Abseits kommen könne. Und das in einem solchen Alter.

Ja, sagte sie, genau das sei es ja, dass so lebensfrohe Menschen eher als andere dazu neigen, den Zustand als Krüppel nicht zu akzeptieren und... Sie stammelte etwas, brach ab.

Ich ahnte, was sie sagen sollte, woran ihr gelegen war. Ich versuchte, sie zu beruhigen. Aber sie ließ das nicht gelten. Sie kenne ihren Jan. Da läge Heiterkeit und Trübsinn nahe beieinander. Und dann rückte sie doch mit einer Bemerkung heraus, die mir zu Denken gab.

„Wissen Sie, Gerlinde. Er hat mir einmal erzählt, - es ist schon ziemlich lange her, er wisse, wie man sich selber stranguliere ohne dabei leiden zu müssen. Ich weiß nicht mehr, war es ein Traum, den er mir erzählte, oder war es eine Überlegung? Ich glaube, er hatte damals schon die Probleme mit den Schmerzen an der Prostata.“

Und dann bat sie mich noch einmal um Entschuldigung, dass sie mich so belaste.

Oh, Jan, wir werden wohl gemeinsam ein bisschen auf dich aufpassen müssen. Und mein Horst? Ich hatte vor dem Besuch mit ihm darüber gesprochen; er hatte still genickt. Versetzte sich dieser ins Alter gekommene Mann in die Lage seines Konkurrenten, dass er so gnädig war? War er entspannt,

weil er gelernt hatte, sich auf mich zu verlassen? Hatte sich mein transparentes Verhalten, zu dem Jan mich angehalten hatte, bewährt?

Zweiter Besuch Klinik

Jan kam mir an der Pforte entgegen, begrüßte mich etwas lockerer als das letzte Mal. Er wolle mich in die Cafeteria führen, von der er nur gehört hatte. Es regnete und wir wollten gerne im Haus bleiben. Wir fanden schließlich auch diese Cafeteria an einem stiefmütterlich gelegenen Ort des Hauses, dort, wo man eher die Unterbringung der OP-Unfälle vermuten mochte. Und genau so sah es darin auch aus. Die Einrichtung hätte ich meinen Ziegen nicht zugemutet. Es stank nach Rauch und Bier, es war laut, und diese Cafeteria dieser hochgelobten Klinik, in der die Scheichs aus dem hinteren Teil des Nahen Ostens zur Reparatur eingeflogen wurden, hatte den Charme einer Kneipe ohne Bedienung. Automaten boten Getränke dar. Wir gingen wieder. Wir hatten uns wohl verlaufen, wir waren im Kutscher-Stübchen gelandet.

Wir gingen auf Jan's „Zimmer“, seinem Zweibett-Einbett-Zimmer, in dem Jan wohnte, lebte, hauste, in jedem Fall litt er dort alleine. Er brauchte die Einsamkeit und ließ sich das etwas kosten. Die erste Zeit hatte er mit Bettnachbarn verbracht.

„Wenn du todkrank bist, oder nach der OP bettlägerig, ok, dann merkst du deinen Nachbarn gar nicht, oder bist so gar froh, wenn da noch jemand liegt. Aber in meinem Zustand?, ich laufe hier herum und warte, dass der Lymph-Fluss endlich aufhört und ich entlassen werden kann. Jetzt wäre das für mich unerträglich, jemanden im Raum zu haben. Irgendwann wurde mir das zu viel, und ich habe gefragt, ob es möglich sei, alleine zu sein. Es sind im Moment nicht so viele Leute auf der Station, so war es möglich.“

„Und Dein Dr. Ulli?, hättest Du den denn nicht gerne auf Deinem Zimmer? Zwei so zivilisierte Leute, die müssten sich doch gut verstehen?“

Da schaute der Jan etwas betreten. Er zögerte lange und holte dann tief Luft, bevor er etwas antwortete: „Eigentlich solltest Du Recht haben. Aber es ist schon so etwas mit dem Altwerden. Die Leute gelangen über ihre verschiedenen Erfahrungen und über die lange Lebenszeit in zu sehr verschiedenen Einsichten. Ich hatte mir erlaubt, den jungen Bush (amerika. Präsident) als einen Blödlings zu bezeichnen und den Irak-Krieg als vollkommen unnötig, und äußerte dazu noch den Verdacht, dass die Amis den Saudis aufspielen; aber da hatte ich beim Dr. Ulli total verschissen. Er war so etwas von empört, dass wir uns wohl erst einmal aus dem Wege gehen.“

„Er war für den Einsatz? Solch ein zivilisierter Mensch?“

„Bildung, meine Liebe, ändert nichts an den Schlussfolgerungen, die von Menschen gezogen werden. Bildung hat nichts mit Charakter oder Intelligenz zu tun. Schau Dich um! Wir hatten zu Beginn des ersten Irak-Krieges eine Unterhaltung mit Gästen: Ein Dipl.Ing., ein Dr.Jur., ein Dipl.Dolmetscher, jeweils mit ihren Frauen. Sie waren alle für den Einsatz. Was auffiel, dass ihre Frauen noch vehementer dafür waren als die Männer...“

„Und Franziska?“

„Strikt dagegen. Aber sie äußert sich nicht so. Insbesondere, wenn sie spürt, dass sie eine Minderheits-Meinung vertritt. Ich war also mit meiner Meinung praktisch alleine. Das war kein Vergnügen – zumal dir in solch einem Meinungs-Gedrange auch nicht sofort die richtigen Argumente einfallen.“

Und wie soll man sich das erklären, dass so gebildete und intelligente Leute eine solch verheerende Meinung vertraten? Liegt es vielleicht daran, dass keiner – im Gegensatz zum Jan – einen Wehrdienst geleistet hat, sich folglich mit den Soldaten, die dieses schmutzige Geschäft verrichten sollen, identifizieren kann?

Er habe lange darüber nachgedacht, so der Jan, und er sei zu der Überzeugung gekommen, dass ein

Falke ein Falke bleibt. Er habe beobachtet, und ich erinnerte mich an seine Erzählung, damals, in Frankreich, wie ein jagender Falke sich von einem Singvogel in die Küche leiten lassen, wo er scheitern musste, ein anderes Mal habe eine Schwalbe ihn, einen Baum durchfliegend, eben dort abgeschüttelt.

„Sie sind dermaßen besessen, dass sie die Randbedingungen nicht erkennen können!“

Also, alles Charakter?

Er glaube schon, so der Jan. Und dieses Phänomen könne man überall erkennen, in den Kirchen, in den Firmen, in den Vereinen. Halt überall dort, wo sich konträre Meinungen bilden könnten.

Aus der weiteren Diskussion aber ging auch hervor, dass der Jan seinen Anteil an dem Missverständnis bei der Diskussion mit seinen Gästen hatte. Er war mit der Tür ins Haus gefallen, hatte versäumt, vorsichtig seinen Standpunkt klar zu machen, und so seinem „Freund-Patienten“ auf den Füße getreten. Er hatte sich mit der Figur Saddam Hussein befasst, bevor es zu dem Überfall kam, und er hatte die vordergründigen Vorteile dieses Systems akzeptiert: Laizismus, Rechte und Berufs-Chancen für Frauen, sparsamer Umgang mit der Ölausbeutung. Forschungsprojekte. Alles Dinge, die den Saudis nicht gefallen konnten. Dinge, die langfristig ihre Herrschaft bedrohen konnten. Obwohl doch eine Revolution von unten in Saudi Arabien kaum vorstellbar ist; denn, um eine Revolution zu machen, muss man schon einmal aus seinem Auto aussteigen – wie ein kluger Journalist bemerkt hatte.

Mehr als 100.000 Tote Irakis, mir im Moment unbekannt Anzahl von gefallenen amerikanischen Soldaten, die mit einer Kälte geopfert wurden, wie sie schlimmen Systemen gut angestanden hätte.

Schade. Immer das selbe auf dieser Welt. Leute verstehen sich nicht, weil sie nicht wollen oder nicht können, weil sie ihren Egoismus in den Vordergrund stellen. Und Jan schien da keine Ausnahme zu sein, auch wenn er es nun halbwegs einsah.

Er holte uns einen Flur-Cappuccino. Wir setzten uns an den kleinen Tisch und schlürften den verfeinerten heißen Bohnensaft.. Er traute sich immer noch nicht richtig außer Haus zu gehen, oder weiter weg. Dreihundert Meter, meinte er, und er habe die Windeln voll. Und mit seinem Lymph-Katheter sei das auch nicht gerade praktisch.

Wo denn die Franziska sei? Zu Hause, die Mutter versorgen? Nein?

Nein, - ja, die Franziska sei drei Tage auch in der Klinik gewesen, nein, nicht in dieser und auch nicht in einer richtigen so wie diese. Sie sei in einem Schlaflabor gewesen und dann doch für ein paar Tage nach Hause gefahren. Der HNO habe sie dort hin empfohlen, weil sie so schnarche und ab und zu nach Luft schnappe, was sie selber gar nicht merke. Aber eben dies sei nicht gesund oder gar gefährlich. Man habe dort eine Schlaf-Apnoe festgestellt und ihr eine Maske verpasst.

„Verschrieben?!“

„Nein, - verpasst. Hast schon richtig gehört. Erst haben sie sie drei Monate auf einen Termin warten lassen, als sei der Verdacht auf eine Schlaf-Apnoe so etwas wie ein Verdacht auf ein *Hühnerauge*, und dann geben sie ihr in der ersten Nacht eine – offensichtlich – neue Maske, die sie ihr mit dem Hinweis auf eine festgestellte Schlaf-Apnoe beim Verlassen der Klinik in die Hand drücken. Natürlich nach Unterschreiben einer Empfangsbestätigung und angesagter Rechnungsstellung. Die Kasse zahlt das ja.“

War das nicht eher Nötigung?

„Ich habe mit der Franziska geschimpft – aber in Wirklichkeit hatte sie gar keine Chance“, vervollständigte er.

Chance auf was? Auf ein Rezept, auf eine Absprache mit der Krankenkasse, auf die Möglichkeit, sich die beste, die preiswertere auf dem Markt befindliche Maske auszusuchen? Und so weiter. Wild West auf dem Gesundheitssektor? Selbstbedienung der Systeme? 1984 in verfeinerter Form?

„Und was kostet solch eine Maske?“

Diese Masken sind Atem-unterstützende Geräte aus weichem Silikon-Gummi. Ein Ventilator und ein Steuersystem regeln die Atemluft Zufuhr, oder besser den Zufuhrdruck der Luft in die Maske.

„Kosten? Zwischen zwei- und dreitausend Euro. Kindergeld.“

„Kindergeld? Und das bezahlt die Kasse?“

„Franziskas Kasse – vielleicht. Nein, ich glaube, nur einen Anteil - vielleicht. Aber die gesetzlichen Kassen? Ich weiß nicht. Sie ist privat versichert wie ich auch. Ich sag' Dir meine Liebe, wenn Du privat versichert bist, musst du nicht mehr ins Bordell gehen....“

Ich kann mir denken, was er damit sagen wollte, aber ich sträube mich, dass auch noch zu kommentieren. So aufschlussreich wie traurig – diese Geschichte. Mein Gott, Jan, wo leben wir eigentlich?

Dann fielen mir zwei Bücher auf, die auf dem Nachttisch lagen. Was liest dieser Mensch denn da nur, wollte ich wissen. Ich nahm die Bücher in die Hand:

- Rondo and Capriccio von Dorothy Dunnet und
- David Copperfield.

Wer kennt David Copperfield von Dickens nicht? Weltliteratur, wenigstens wenn man echten Literaten glauben darf. Ich hatte es nicht gelesen, wusste aber um den Vorwurf, den man Dickens machte, mit zu viel Pathos zu schreiben. Ich wüsste gerne, wie Jan das sah.

„Da hast Du Dir aber was vorgenommen, mein lieber Jan. Copperfield? Schwer zu lesen? Weltliteratur!“

„Ja, richtig. Ich wollte einmal Weltliteratur lesen. Nein, ließt sich ganz einfach, d.h., es hat fürchterliche Längen. Aber Weltliteratur? Es ist die Geschichte eines kleinen Jungen, der von einem Ort zum anderen, von einem Schicksalsschlag zum anderen gestoßen wird.

Manchmal frage ich mich, wie die Leute zu dieser Einschätzung kommen – und dann wieder bemerke ich, wie leicht, wie klug, wie einfühlsam das geschrieben ist. Wie kompliziertes soziales Gedankengut einfach dargestellt wird, Du liest als schwebtest du über eine Wolkenlandschaft aus lauten klugen Gedanken.

Ach, komm lass mich keinen Blödsinn reden.“

„Aber Du liebst doch gar keine traurigen Geschichten, wie ich von Dir weiß?“

„Nein, liebe ich nicht. Aber hier ist das ganz anders. Dickens erzählt die Geschichte vollkommen ohne Dramatik – Du merkst überhaupt nicht, dass es sich hier eher um einen kleinen Hiob handelt als um Huckleberry Finn. So ein bisschen wie Jakob im Glück, da merkt man auch nicht, dass der Jakob eigentlich immer der Dumme ist – aber eben glücklich.“

Aha. „Das Buch ist von Franziska?“

„Ja, eigentlich gehört es ihrem Sohn, der hat es aber nach hundert Seiten nicht mehr lesen wollen. Warum weiß ich nicht.“

„Vielleicht hat er sich zu sehr mit dem Jungen identifiziert?“

„Oh, das könnte gut sein. Dieser David bekam nach dem Tode seines leiblichen Vaters ja einen Stiefvater, der ihn hartherzig behandelte, ihn nach dem Tode seiner Mutter faktisch enterbte, dann als quasi Sklave in seine Firma steckte – und eben *all' so*. Ja, vielleicht hat er sich diese Geschichte nicht nur zu Herzen genommen, sondern auch sein eigenes Schicksal damit verbunden und letztendlich mir die Rolle des bösen Stiefvaters zugeordnet. Nicht ausgeschlossen.“

„Aber Du hast Dich doch gar nicht böse ihm gegenüber verhalten?“

„Nein, im Grunde nicht. Aber ich habe auf seine grundsätzliche Ablehnung mit Ablehnung reagiert.

Das schaukelt sich auf. Nachher weiß keiner mehr, wer den Grund für die Distanz geliefert hat. Dabei fällt mir auf, der Dickens arbeitet mit einem perfiden Mittel: Der Ich-Erzähler kennt nur die Abneigung des Stiefvaters gegen den Stiefsohn, nicht die des Stiefsohns gegen den Stiefvater. Die Eifersucht, die der Kleine mit sich herum trägt und subtil ins Tagesgeschehen einarbeitet.“

„Ja, vielleicht ist es gerade das, was den großen Schriftsteller auszeichnet: Das Klein-Klein weglassend? Dem Leser ein Chance zum Grübeln gebend? Vielleicht für die Grübler auf den Terrassen? - Und das andere Buch?“

„Oh, das habe ich selber ausgesucht in einem Bücherladen. Es ist das letzte von acht Bänden. Die komprimierte Geschichte Europas der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in Gestalt eines ähnlich schicksalhaften Lebens eines jungen *Tunichtguten* aus Brügge, der schließlich die Herzen aller Leser gewinnt. Interessant. Zu empfehlen. Franziska hat jetzt mit dem zweiten Band angefangen; sie ist begeistert.“

„Auf englisch, sehe ich?“

„Nur die beiden letzten Bände, sie gibt es noch nicht in deutsch.“

„Und Du verstehst das alles?“

„Nein, nicht alles. Es entgehen einem die Feinheiten, aber es reicht aus, um die Geschichte verfolgen zu können – gut so gar. Ich habe mich sehr gewundert, über das, was ich mitbekommen habe. Interessant aber auch, wie viel altgermanisches in der Umgangssprache steckt.“

Wie hatte der Horst gesagt? Wenn man einen Zeitungsartikel auf das Notwendige reduzieren müsste, man käme mit einer Postkarte aus.

Ich wollte das Thema wechseln.

„Schön! Jan?“

„Ja?“

„Ich habe so oft an Dich, an uns gedacht, an unsere Unterhaltungen, und daran, wie Vieles, das wir angesprochen hatten, auch so eingetroffen ist...“

„Zum Beispiel?“

„Nein, ich meine das so allgemein... - Nun, ja. Die Folgen des Irakkrieges, die Erfindungen, die noch zu machen sind. Aber eines hat mich besonders beschäftigt: Die Sache mit dem Unterbewusstsein. Heute überschlagen sich die Forscher mit ihren Erkenntnissen hinsichtlich der Aufgabe des Unterbewusstseins.“

„Ja? Ist das so? Fühle ich mich nun geehrt?“

„Nein, musst Du nicht. Es war ja Dein Credo, dass man nur lange genug auf der Terrasse sitzen und grübeln muss, bis die anderen auch so weit sind, hinter die Dinge dieser Welt zu kommen.“

„Ja, so denke ich. Die Betonung bitte auf *jeder*, und *grübeln*, denn nur wie ein Einsiedler stumm den Horizont anblicken, das wird es nicht bringen.“

Hatten wir das nicht schon? So ist das wohl mit uns. Wir erarbeiten etwas, vergessen es, erarbeiten es neu im Glauben, etwas gefunden zu haben. Schlimm wird es, wenn einem Freunde die banalsten Dinge mit viel Pathos vortragen. Und nun verwende ich schon das Wort Pathos zweimal auf einer Seite. Wie wäre es mit *verve* oder *Inbrunst*? Ach, egal.

„Aber es müssen doch auch ein paar Voraussetzungen dafür vorhanden sein!“

„Sag ich doch auch. Im Grunde kann man nur Mosaik-Steinchen, die man bereits kennt, zusammen setzen. Das Grübeln dient doch nur dazu, die Steinchen zu suchen, also die fehlenden Verbindungen herzustellen – oder?“

„So, jetzt haben wir es: Das Bewusstsein ist nur der Klebstoff, der insbesondere uns Menschen

auszeichnet, an sonst sind wir alle gleich!?“

„Ja, so einfach sehe ich das!“

„Nun – vielleicht noch einfacher. Wenn du die Welt beobachtest, wie sie funktioniert, wirst du feststellen müssen, dass wir alle auf die gleiche Weise mit einander konkurrieren, um nur einen Teil des Wesens zu betrachten.“

„Du willst sagen, egal um welches Lebewesen es sich handelt? Sex. Aufmerksamkeit heischen. Gier. Bedarf an Sicherheit? Pflanzen, Tiere, Mischwesen...?“

„Ja. Aber nimm die Umgangsformen. Sie sind alle verschieden.“

„So? Ja, gut, jeder probiert nach seiner Art aus, was ihm am meisten Vorteil verschafft. Nein?“

„Ja, aber darin liegt doch schon eine Differenzierung begründet.“

„Ich denke nicht. Der Grund bleibt der gleiche. Wie verschaffe ich mir einen Vorteil? Wenn Du willst, kannst Du auch sagen, wie schaffe ich es, mit den anderen mit zu schwimmen? Nein, das ist zu wenig. Jede Sardine versucht, ins Innere des Schwarms zu gelangen, also einen Überlebensvorteil zu bekommen.“

„Aber Jan, es gibt doch zum Beispiel grundehrliche Leute, die heben sich von den *Crooks* wie Du so erfrischend ab.“

„Crooks – wie ich?“

„Entschuldige. Ich hatte den Satz etwas verkürzt“, scherzte ich, „ich meine: Crooks, wie Du sie eigentlich nicht magst...“

„Hast Du ein Glück, dass Dir da noch etwas eingefallen ist.“

Dann lachte der Jan. „Also. Tue ich das? Mein Gott. Also, ich denke, dass auch darin nur eine Strategie zu sehen ist. Zu einem ehrlichen Menschen gehört ein anderer, der das zu würdigen weiß, sonst nutzt ihm die Ehrlichkeit ja nichts. In Gegenwart von Crooks, wie Du sagst, würde die Verhaltensweise fehlschlagen und der Mensch zur Unehrllichkeit zurückkehren müssen, da bin ich mir sicher.“

„Du behauptest aber nicht, dass es keinen Fortschritt gibt, hin zu einem besseren Miteinander?“

„Nein, das stimmt, das bestreite ich nicht. Das, wie Du schon sagst, bedarf der Entwicklung – aber auch der Umgebung. Und ich glaube auch, dass sich darin die verschiedenen Völker unterscheiden.“

„Hm. Ja, ich erinnere mich, Du warst der Meinung, dass wir alle von dem gleichen Ur-Tierchen abstammen, in dem wohl schon alle diese Veranlagungen vorgezeichnet gewesen sein müssen, um diese Gleichheit der Ziele zu bewirken.“

„Ja, Nein. Es genügt, wenn sich dort ein Mikro-intelligentes Programm befindet, aus dem ein noch intelligenteres entstehen kann – und so weiter. Etwas, was wir uns kaum vorstellen können, und etwas die Welt so noch nicht begriffen hat.“

„Jan, es wird ja immer komplizierter mit Dir?“

„Ja, warte, vielleicht war es aber auch ein Virus, der sich im Universum vielleicht noch besser transportieren lässt, aus dem dann die Ur-Tierchen entstanden sind, oder das die Entstehung des Urtierchens bewirkt hat?“

„Jetzt haben wir aber die Dinge dieser Welt endgültig gelöst – oder, Jan?“

„Nicht ganz.“

„Nicht ganz? Was noch?“

Was wollte er sagen? Was fehlte noch? Die Schöpfung eine universelle, eine unendliche? Wir waren

alle demselben Ursprung. Ist doch eine super Idee. Wir entstammen der unendlichen Schöpfung und sind alle des gleichen Ursprungs. Alle vom gleichen Ursprung?

„Jan, Willst Du sagen, wir fressen uns gegenseitig auf?“

„Du kannst es gnädiger ausdrücken: Wir leben auf unserem eigenen Humus. Oder?“

Er stelle sich einen auf der Wasseroberfläche wabernden Bakterien-Schleim vor, bei dem man unter dem Mikroskop die verschiedenen Entwicklungsrichtungen studieren könne, wie sie alle erpicht darauf seien, sich in eine Lebensnische hinein zu entwickeln, egal ob sie statisch gegen Angreifer wehren oder dynamisch, sie alle müssen fressen, verdauen, sich reproduzieren – ihrem verdammenswerten Schicksal ergeben.

Ja, eigentlich naheliegend, Auch ohne dieses komplizierte Konstrukt, das der Jan dort entwickelt hatte. Für sich entwickelt hatte. Aus den Mosaiksteinchen der Weisheit des Zeitgeistes. Ja - das war eine Erkenntnis mehr in meinem Leben.

Und dann machte der Jan mir zum Abschied noch eine Freude. Auf die Frage, was er mir für einen Künstlernamen empfehlen würde, wenn ich denn vielleicht doch einmal einen Roman oder eine Geschichte schreiben würde, bekam ich eine Antwort:

Männlich oder Weiblich?

Männlich, ist doch klar. Wer schreibt schon als Frau eine ernsthafte Geschichte?

Der Jan schien zu überlegen, dann begann er zu schmunzeln. „So ganz spontan?“ fragte er.

„Ja, ganz spontan.“

Dann schaute er mich an, wie ich ihn früher gekannt habe, spitzbübisch, wenngleich sehr verhalten, rührte scheinbar versonnen in seinem Cappucino-Rest.

„Jesus Löffelschaum!“ platze es aus ihm heraus.

„Hmm?“

Jesus Löffelschaum!? Ich musste kichern, und dann kicherte auch der Jan, und wir lachten für einen Augenblick. Und der Jan zeigte für einen Augenblick nun seinen alten Charme. Es war sein Abschiedsgeschenk für diesen Tag.

Dritter Besuch Klinik

Gleich zu Beginn überfiel mich der Jan mit einer Kanonade an philosophischen Anwandlungen, die einem Stammtisch gut angestanden hätten. Scheinbar, oder anscheinend ging es ihm etwas besser, und er schien zu Diskussionen aufgelegt zu sein. Es freute mich irgendwie, ihn etwas munterer anzutreffen. Er war nun schon eine geraume Zeit in diesem Krankenhaus, hatte keine Komplikation ausgelassen; und im Moment kämpfte man gegen den ständig fließenden Lymphstrom, der aus dem Bauchraum abgesaugt werden musste. Man hatte ihm routinemäßig die Knoten in Bauch entfernt, sie waren nicht befallen gewesen. Wenigstens dies ein Lichtblick für die Zukunft.

Aber die Lymphe lief und lief. Dr. Harald war entsetzt, und merkte an, dass es sich hier wohl um eine Spezialität dieses Hauses handeln müsse. Andere, die man nach drei Wochen entlassen hatte, seien zurück gekehrt. Er empfahl dem Jan ein Nahrungsergänzungsmittel aus Milcheiweiß und anderen guten Dingen.

„Sag' mir, Gerlinde, wie habe ich das verdient, diesen Zustand? Was habe ich verbrochen in meinem Leben?“

„Hm?“

„War ich ein Feigling? Ein Beamter? Ein Orchester-Musiker? Ein Angestellter bei DLRG? Leute, die sich ein Berufsleben lang hinter dem Schreibtisch verkrochen haben, um möglichst alt zu

werden? Bin ich nicht genug Risiken eingegangen, um, wie es sich gehört, mit einem würdigen Tod belohnt zu werden?“

Ich streichelte ihm über die Wange, so wie er es oft bei mir gemacht hatte.

„Jan, mon chère. Ich bin Zeuge. Du hast Dich redlich bemüht, dass Dir das nicht passiert. Nicht gerade forciert, aber immerhin. Nein – nimm es einfach als Schicksal, das Du nun zu tragen hast.“

„Ja, schön. Wenn man sich um junge Leute kümmert, und dann noch Kapazität für uns alten Böcke übrigbleibt, - ist ja in Ordnung. Aber hier ist eine ganze Klinik damit beschäftigt, unwürdiges Leben zu erhalten – gegen Topbezahlung. Sollte man da nicht einen Schlusstrich ziehen? Was denkst Du?“

Er hatte das nicht im ernstesten Ton vorgetragen. Mehr als kleine Provokation, als Zeitfüller.

„Nein, bitte, Jan. Darüber will ich nicht diskutieren. Wir sind nicht dazu auf der Welt, um uns diese Frage zu stellen. Das ist nicht unsere Aufgabe.“

„Im Ernstfall?“

„Welcher Ernstfall sollte das sein? Nein, bitte, Jan. Wer so denkt, der kann auch anders denken. Und den Ernstfall lass bitte so lange ruhen, bis er da ist. Du würdest es merken.... Da fällt mir ein, Du wolltest nachdenken und Dich entschließen, sind wir nun Geschöpfe oder einfach nur per Zufall entstanden?“

„Hab' ich das? Wirklich? Muss lange her sein. - Ja, ich habe lange überlegt und alles abgewogen. Es ist doch ziemlich unwahrscheinlich, dass wir so einfach aus toter Materie entstanden sind – ich meine per Zufall – nur weil alle Zutaten auf dieser Welt in geeigneter Menge vorhanden ist. Nein, heute glaube ich: Wir sind Geschöpfe.“

„Egal, ob der liebe Gott einen Bart hat oder nicht?“

„Egal, vor wie viel Myriaden von Urknällen, egal in welchen der Myriaden von Universen. Die Logik der Zufallsschöpfung geht meines Erachtens nicht auf.“

Nun, gut. Aber ich frage mich schon, warum ich oder auch die anderen so viel Aufwand treiben, um ein paar Jahre von den unendlichen Jahren, die man tot sein wird, weniger tot sein soll. Wozu das dienen soll? Ich finde keine logische Antwort. - Außer, wenn ich meine Pflicht noch nicht getan hätte.“

„Jan, jetzt haben wir's: Du hast Deine Pflicht getan – und wirst jetzt belohnt.“

„Ach, Du lieber Gott“, stöhnte da der Jan und lachte kurz und künstlich auf. „Und ich dachte schon, Du habest eine Erklärung für diesen Kack hier!?“

„Komm, erzähl mir lieber etwas Erfreuliches.“

Frau Doktor schaute herein, murmelte etwas und verschwand wieder.

Kann das etwa sein, dass dieser alte Invalide im weitesten Sinne noch die jungen Weiber anzog oder faszinierte? So wie mich seinerzeit?

„Jan, es fällt auf, dass Frau Doktor wohl öfter kommt, als medizinisch notwendig? Na?“

Da schaute der Jan aber auf.

„Gerlinde, komm, sei fair. Die Frau ist verantwortlich für mein Wohlbefinden, schaut, wie es mir geht. Und – ich bin doch hier alleine, warum sollte sie nicht ein Wort mit mir wechseln. Sie hat mir erzählt, dass sie in Bälde eine Rafting-Tour auf dem Colorade-River machen wird. Ich habe sie für diesen Mut bewundert und ihr von meinen Wildwasser Abenteuern erzählt. Wie ich in der Breitach-Klamm gekentert bin, als einziger in der Gruppe, und den ganzen Vereinsbetrieb aufgehalten habe, was mir peinlicher war, denn als Versager dazu stehen – oder besser als solcher schwimmen zu müssen.“

Ich habe ihr gesagt, dass ich vor solch einer Tour, wie sie sie vorhat, enormen Respekt hätte. Denn ein Kentern hätte wahrscheinlich ein Schwimmen von mehreren Kilometern zur Folge.

Aber sei meinte, dass man wenigstens einmal im Leben ein solches Risiko auf sich nehmen müsse.“

„Um es Männern gleich zu tun? Sich als gleich-wert zu empfinden?“

„Sie meinte, um sich die Freiheit zu den großen Erlebens-Gefühlen zu nehmen, vor denen die weibliche Natur wohl mehr Respekt hat als die männliche. Mein Gott, sie hat erkannt, mit welchen Depressionen ich kämpfe, da hat sie mich wohl etwas aufmuntern wollen. Das ist alles.“

Mit einem Mal tat es mir leid, dass ich so skeptisch war, vielleicht sogar etwas eifersüchtig? Weshalb, warum – in aller Welt? Und da war es wieder, das Gefühl, von seinen Instinkten gesteuert zu sein, getriggert, wie Jan sich ausdrückte.

„Ist schon gut, Jan. War nur so ein blöder Scherz.“

Er nickte freundlich, genau wissend, wie dieser Scherz gemeint gewesen war.

Dennoch. Später in der U-Bahn wird mich dieses Thema noch einmal beschäftigen. Hat der Jan nicht seinerzeit so oder ähnlich argumentiert, um der Franziska die Harmlosigkeit meines Verhältnis zu ihm zu schildern?

Was nun ist wahr, was ist wirklich, was nur in meinem Kopf, was in dem vom Jan? Wir machen uns ein Bild, vergessen, dass es auch eine Rückseite hat, die wir auch betrachten und prüfen sollten, ob wir damit leben könnten, wenn sie zuträfe. Ich beschloss, damit leben zu können. Zumal wir nun wirklich nur noch alte Freunde waren.

Ich werden den Jan wohl erst einmal nicht zu Gesicht bekommen. Er wird in die Reha gehen, in die Berge, es wird ihm sicherlich gut tun.

Jan hat einen Traum

Doch, ich besuche ihn noch einmal; nicht dass es mir auf dem Weg lag, ich wollte ihn noch einmal sehen, bevor er womöglich für immer aus meinen Augen verschwand.

Es war schön zu sehen, wie er sich freute, gleichzeitig auch bedrückend; denn wer sich so freuen kann, der hat auch Bedarf, ist unglücklich, uneins mit sich und der Welt. Noch bevor er sich nach meinen Lieben erkundigte, musste er mir seine Geschichte erzählen:

"Stell Dir vor, ich war gestern tod, mausetod, nein, doch nicht, ich schwebte über mir selber, sah mir eine Weile selber zu, aber dann entschloss ich mich, richtig tod zu sein, ich flog einfach davon. Wohin, nach oben, wohin sonst. Ich flog und flog, die Erde wurde kleiner, der Himmel um mich herum immer dunkler, und ich flog immer noch.

Ich dachte, um in den Himmel zu kommen, müsste ich doch schon eigentlich da sein. Was ist das für eine unvollkommene Welt?

Aber dann fiel mir ein, dass nach Einstein ja $E = m \times c \text{ hoch } 2$ ist; dass ich also ohne Masse behaftet zu sein, unendlich schnell sein können müsste, unendlich schnell beschleunigen und abbremsen können müsste. Also, wenn ich aber so schnell nicht bin, dann besitze ich doch noch einen Hauch von Masse. Vielleicht bestehe ich jetzt aus einem Elektron pro Atom, und das macht dann...ähähäh, weiss ich nicht.

Jedenfalls schien es mir, als flöge ich in einer Spirale, die sich langsam dem Zentrum der Milchstrasse nähert. Ist da nicht das schwarze Loch, in dem alles verschwindet? Oder soll dort tatsächlich der Himmel für uns sein? Irgendwann schlief ich schließlich ein.

Und als ich aufwachte, befand ich mich in einem hellen Raum ohne Anfang und Ende, ich konnte nichts sehen, so hell war es.

Eine Stimme sagte plötzlich: 'komm' mal mit'. Und wir, die Stimme und ich, wir gingen und gingen, und schließlich konnte ich etwas sehen. Eigentlich war es ein Nichts, aber es war doch etwas. Und meine begleitende Stimme sagte: 'hallo Chef, ich bring Dir hier ein Exemplar von der Erde, dass

Du Dir das mal ansiehst....'

'Erde? Erde?ja, richtig, ich erinnere mich. Blau, viel Wasser, wunderschön, eigentlich?

Ja! Wir wissen nicht, was wir mit diesen Typen dort machen sollen. Auf der einen Seite sind sie ganz gut geraten, auf der anderen Seite gibt es schrecklich Typen, die wir gerne eliminieren möchte; aber wir sind uns nicht einig wie, und ob es doch ein Fehler wäre.'

'Ah, wer ist denn dafür verantwortlich?'

'Das ist....äh...T13567...'

'Schon gut, ich erinnere mich an diesen schrägen Vogel. Guter Typ...'

'Ja, aber das letzte Mal hast Du mit ihm geschimpft...'

'Ja, ich erinnere mich, da hat er ein Wesen angeschleppt, völlig behaart, ein Riesenmaul, krumme Gliedmaßen, die länger als der ganze Körper waren, Plattfüße schien es zu haben....'

'Ja, aber das war das vorletzte Mal. Danach hat er sie verbessert. Schöne Wesen, auch lange Arme, fliegen von Ast zu Ast, sind wirklich hübsch anzusehen. Dieser Breitmaul-Typ, den lassen wir auslaufen...'

'Und dieser Typ hier, was ist mir dem?'

'Mit dem ist dem T136... wirklich etwas Tolles gelungen. Ein bisschen arg bodenständig....'

'Was heißt das?'

'Ach, sie haben schwere Beine, wenigstens die meiſten, können nicht fliegen, nur ein wenig schwimmen. Aber sie nutzen andere, vierbeinige Wesen, um auf ihnen herum zu reiten. Aber am liebsten sitzen sie auf einer Art Hocker und denken ...'

'Denken? Die sollen nicht denken, das machen wir!'

'Ja, genau das ist es ja. Sie denken und denken, sie unterhalten sich, sie erfinden Dinge, die sie nicht erfinden sollten, sie sind in der Lage, Werkzeuge zu bauen, mit denen sie fliegen und schwimmen können. Und wenn wir nicht aufpassen, dann werden sie bald den Planeten verlassen...'

'Ach, du großer Gott. Sind sie wenigstens sonst friedliebend?'

'Das ist das nächste Problem, Chef, etwa die Hälfte nur. Die andere Hälfte will immer nur streiten. Sie zetteln Kriege an, unter denen auch die anderen leiden. Einige sind so bekloppt, dass sie Dich für Ihren großen Bruder halten und den anderen ständig Angst damit einjagen.

Wir wissen nicht Aus noch Ein. Das Gremium ist zur Hälfte dafür, zur Hälfte dagegen, dass wir sie eliminieren. Wir brauchen Deine Entscheidung.'

'Und die Streitsüchtigen, zu eliminieren, das geht nicht?'

'Wir haben alles versucht, seit Myriaden von Umdrehungen. Nicht möglich. T136.. hat da ne tolle Arbeit geleistet, aber vergessen, einen Selbsterstörer einzubauen; d.h. einen, der auch funktioniert.'

'Und der da? Ist das ein friedfertiger, ja? Eigentlich ein hübsches Wesen. Und seine Freundin, ist sie auch so hübsch?'

'Ja, ja, ja, schon auch, ja. Er hat zwei, der Lauser...'

'Ah, hätte ich mir doch denken sollen, hahaha, gefällt mir. Komm, schick ihn wieder zurück, und behaltet mir diese Typen im Auge....'

'Okay, chef.'

Und zu mir gerichtet: 'Du kannst gehen...' , und gibt mir einen Schubs, dass ich wieder ins Fliegen komme, und fliege und fliege. Ich nähere mich der Erde, sie wird immer größer, und plötzlich - platsche ich auf de Oberfläche auf.

Und dann höre ich eine Stimme, die sagt: "Herr Jan, haben Sie sich wehgetan? Nein? Kommen Sie, stehen Sie vorsichtig auf."

Kontakt zu Franziska (8)

Franziska rief mich an. Sie bedankte sich für meine Besuche, für meine Geduld. Der Jan habe wieder etwas Mut geschöpft, sei nicht mehr so tief deprimiert. Aber der Weg in die Reha sei schon ein Abenteuer gewesen. Man hatte den Jan in dicke Windeln gepackt und entlassen, mit einem Schreiben und der Versicherung, er sei dort angemeldet.

Sie hatten gemeinsam das Kofferchen gepackt und seien losgefahren. Wer? Der Jan natürlich.

Der Jan? Sie hat den Jan fahren lassen?

Ja, er habe das so gewollt. Eine Fahrt von drei Stunden nur. Er würde sich schon gemeldet haben, wenn er es anders gewollt hätte. Aber tatsächlich, sie räumte schließlich ein, dass der Jan in der Klinik angekommen so etwas wie einen Zusammenbruch erlitten habe. Er sei ganz bleich geworden, habe gezittert und gesagt, er werde wohl gleich *umkippen*.

Dann hatten sich die dortigen Schwestern seiner angenommen, ihm was zur Stärkung des Kreislaufs gegeben. Schließlich habe sich herausgestellt, dass er seine Tabletten nicht genommen hatte.

Ich war ganz aufgebracht von der Erzählung der Franziska. Aber letztlich war sie ja nicht für die Einnahme seiner Tabletten auch noch verantwortlich.

Aber jetzt, bestätigte sie, ginge es ihm gut. Man kümmerte sich um ihn, er habe wieder etwas Appetit.

Na, Gott sei Dank. Man kümmerte sich um ihn. Gab ihm das Gefühl, in guten Händen zu sein, sollte etwas passieren. Aber was sollte ihm schon passieren?

Oh, da gäbe es einige Möglichkeiten. So sei es vorgekommen, dass er eines Abends nicht mehr habe pinkeln können. Die Blase sei verschlossen gewesen. Erst habe man ihm das nicht geglaubt, dann aber festgestellt, dass es so war. Eine Urologin sei gekommen, spät abends, habe einen Katheter gesetzt und ihn befreit. Was die wirkliche Ursache war, hatten sie nicht eindeutig sagen können. Möglicherweise ein Kollabieren der Blase.

Mein Gott, was es nicht alles gibt. Also schön, dass er dort in guten Händen war.

So lebte der Jan in locker disziplinierten Verhältnissen, folgte den Anleitungen zur Stärkung des Beckenbodens, um wieder Gewalt über seinen Schließmuskel zu bekommen. Niemals jedoch wird er wieder ganz der alte sein; immer wird er eine Art Windel tragen müssen, auch wenn sein Zustand sich so weit verbessern wird, dass er reisen kann. Und er wird, wie vom Dr. Harald vorausgesagt, die Urologenpraxen bevölkern und die eine oder andere OP über sich ergehen lassen müssen.

Drei Wochen wird er dort verbringen; er wird die Zeit genießen, das gute Essen, die Ruhe, ein paar angenehme Kontakte knüpfen, sich mit dem einen oder anderen trösten, um dann nach Hause zurück zu kehren, und die vergangenen acht Wochen abstreifen wie eine schmutzige Haut.

Vier weitere Wochen wird er sich zu Hause noch zurücknehmen.

Jan wieder in Frankreich

Dann aber hielt den Jan nichts mehr in der Heimat, er hatte sich mit Franziska auf den Weg nach Frankreich gemacht. Er hatte sich vorher das Okay seines Arztes eingeholt; Schlimmes könne eigentlich nicht passieren. Drei Monate nach der OP, ja das sei schon in Ordnung. Aber mit dem Arbeiten solle er schon noch ein wenig warten, Narben brauchten so um die drei Monate, um richtig gut zu werden. Nun gut.

Keine Prostata mehr, keine Libido mehr. Toujours eine nasse Windel, von denen er den ganzen Wagen voll hatte, wie er behauptete. Er nannte diese Vorlagen von Männern Windeln, um seinem Selbsthass auch den gebührenden Ausdruck zu verleihen. Sechs Stück brauche er davon am Tag. Später wird sich der Verbrauch auf vier reduzieren, aber diesen Wert wird er nie mehr unterschreiten.

Jan rief mich so einmal die Woche an, wie plauderten. Ich wollte wissen, wie es ihm geht; er wollte sich mitteilen, mit einem Freund reden, mit einer Tochter, einer Ex-Geliebten, ein Wieder-Geliebten. Oder einfach so.

Und immer noch war ich skeptisch, was die OP anbelangte. Ob sie wirklich nötig gewesen war. Ich kam von dem Gedanken nicht los, dass man den Jan aus lauter Freude am Operieren unters Messer gelegt hatte. Jan war für die Klinik eine gute Beute gewesen, ein gutes Geschäft. Sechsendreißig Tausend Mark hatte die OP mit allen drum und dran gekostet. Die Versicherung war großzügig, das wusste man im voraus. Es war die Versicherung der Franziska, und Franziska war Beamtin.

„Gerlinde, gib auf, bitte. Ich bin operiert, fertig. Bin ja selber Schuld. Ein gescheiter Mann bereitet sich auf solch eine Operationen vor. Schließlich gibt es verschiedene Behandlungs-Methoden, auch ohne Eingriff. Wenn man das nicht tut oder will, dann ist man eben dem Krankenhaus ausgeliefert, dem man zuerst in die Hände gefallen ist. Warten – nach der Diagnose, kann man da nicht mehr lange. Die Gefahr einer Streuung des Karzinoms ist zu groß.“

Ja, ja, hätt-hätt...!

Später wird er erfahren, dass es mittlerweile eine mikroinvasive Methode gibt, bei der man eben nicht den ganzen Bauch aufreißt, die Blase von der Prostata trennt, umständlich die Prostata aushöhlt bzw. entfernt, um sie hernach wieder an die Blase anzunähen. Aber ob ihm Kontinenz und Libido erhalten geblieben wären, wird er gar nicht mehr wissen wollen.

Und die Katze?

Oh, die Katze, ja die lebe immer noch. Nachdem man ihr ein paar mal die Jungen weg genommen und getötet habe, habe man ihr nun zwei Töchter gelassen. Aber nicht genug. Unlängst habe sie vier Junge geworfen, die man ihr erst einmal gelassen hatte. Die Bauern hatten, wie sie später zugaben, befürchtet, dass die Nachbarn, die Deutschen Moralisten, ihnen vielleicht grollen könne. Nun musste die alte für vier Sorgen. Von Franziska bekam sie morgens eine Portion Briketts und etwas Milch; aber dann, darauf hatte der Jan bestanden, musste sie arbeiten gehen und mausen oder sonst etwas tun für ihren Wurf. Ginge es nach der Franziska, dann säßen jetzt sieben Katzen auf dem Brunnendeckel und ließen es sich gut gehen. Wahrscheinlich kämen bald noch Kater hinzu und es würde eine feine Gesellschaft werden...Nein, das wolle er nicht. Aber es sei schwierig, dass so durchzuführen. Schließlich wollte die Katze für ihre Jungen sorgen und ziehe sie mit an den kleinen Trog der Franziska.

Aber vor ein paar Tagen habe er sie beobachtet, wie sie mit einer Maus im Maul von einer Weide kommend angewackelt kam, miauend die Kleinen rief, von denen ihr das besonders Hungrige entgegen gelaufen war, um ihr die Maus abzunehmen. Danach habe sich die Alte ins Gras gesetzt und geschnauft wie ein altes Mütterchen, dass mit Reisig auf dem Rücken aus dem Wald kommt, um sich eine Bank niederlässt.

Später wird Jan erfahren, dass man ihr die vier Jungen genommen hat. Nicht nur, um den Katzen-Clan zu reduzieren, sondern auch, um die Katze selber zu entlasten. Dünn war sie geworden, dass man sie kaum wiedererkannte.

Es ist schon so. Ob Feigenbaum oder Katzen oder Menschen, es werden Früchte wie Junge oder Kinder auf Teufel komm heraus produziert, egal ob sie eine Perspektive haben oder nicht. 'Was musste dieser Idiot mitten im Krieg Kinder machen?', hatte Jan einmal gesagt und seinen Vater gemeint, seine eigene Existenz in Frage stellend.

Ein kleine Schlitzung

„Das ist mir aber nicht recht,“ hatte Jan gesagt.

Sein Operateur, der Chefarzt stand vor ihm, groß, schlank, ernst. Die Gesichter des begleitenden Personals waren wie versteinert. Man hatte ihm mitgeteilt, die OP fände mit einer Verzögerung statt, eben nicht um 9⁰⁰, wie angesagt, sondern erst gegen Mittag. Wer den Jan kannte, musste sich *ob* dieser Bemerkung wundern. Jan, der sich von allen überholen ließ, um sich an eine Schlange hinten an zu stellen.

„Es kann aber in einem Reisebus nicht jeder vorne beim Fahrer sitzen.“ Das war die Antwort, die darauf erhielt. War das wahr, was er da vernommen hatte? Er hatte seit sechs Uhr morgens nichts mehr trinken dürfen. Er hatte Angst, sein Blut würde zu dick werden und sein kleines Herz über Gebühr belasten. Da steht so ein Leptosom, solch eine Stretch-Version von einem schwächtigen Mann mit all dessen Arroganz-Komplexen, und wirft ihm kindisches Verhalten vor?

Er versucht ein Lächeln, sagt, ja, den Spruch kenne er bereits, und brachte sein Argument vor.

Da schaute diese längliche Gestalt und bemerkte seinen arroganten Fehler: „Nun, wenn dem so ist, dann trinken Sie bitte etwas, bis spätestens elf Uhr. Wir holen Sie gegen Mittag ab.“

Schön, schön. Geduld. Zeitung lesen. Warten, kein Frühstück, Spannung. Etwas trinken, nicht zu viel. OP am Mittag, kein Essen bis zum späten Abend.

Aber die Arroganz dieses Arztes regte den Jan noch den ganzen Vormittag auf. Er war in Sportvereinen gewesen, beim Militär, im Schützenverein gar (zum Bogenschießen) und immer war er auf Leute gestoßen, die nichts besser konnten, als sich anderer zu bedienen, sie zu irgendwelchen Handlungen zu nötigen. In unseren Tagen haben wir das schöne Beispiel dieses Allah-verdammten türkischen Ministerpräsidenten, der von Teilen seines Volkes mit einer großen Fliegenpatsche erschlagen würde – wenn sie es denn nur könnten. Und wir machen uns gott-seidank Luft durch die Worte des Kabarettisten Reevers, der den kleinen dicken Jungen in Nordkorea gerne übers Knie legen würde...

*

Wie war es zu dieser OP gekommen?

Der Urologe, der normalerweise die Routine-Untersuchung durchführte war in Rente gegangen, eine Seele von Mensch war das gewesen. Er kannte den Jan gut, hatte ihm gesagt, dass nach allem, was er an Erfahrungen aufzuweisen hätte, der Jan als geheilt zu betrachten sei: kein erhöhter PSA-Wert mehr; eigentlich überhaupt keiner, denn der Jan habe ja keine Prostata mehr..

Aber der neue Urologe kannte den Jan nicht; er bekundete, sich erst mit seinem neuen Patienten vertraut machen zu müssen, d.h. ihn nach allen Regeln der ärztlichen Kunst zu untersuchen. Wieso eigentlich, fragte sich der Jan, kann der nicht lesen, was der alte Arzt ihm hinterlassen hat. Hat der kein Kostenbewusstsein? Aber was spielen Kosten schon für eine Rolle, wenn es um die Gesundheit geht, auch wenn es sich nur um das Wissen über die Krankheit handelt.

Also schlägt der neue Arzt eine Blasenspiegelung vor. „Sie wissen ja, Herr Jan, einmal Krebs, immer Krebs, wir sollten uns das schon einmal ansehen...“

Aufmunternde Äußerung. Der Jan fragt sich, ob der Arzt ihn überhaupt ernst nimmt. Er nickt – wengleich etwas bedächtig. Was der Arzt genau weiß und der Jan ahnt, und was dem Jan erst später zur Gewissheit wird, der Patient befindet sich in einer verheerenden psychischen Situation, er ist hilflos und im höchsten Maße erpressbar.

Die Vor-Untersuchung zeigt, die Harnröhre ist zu eng für eine 'Blasenspiegelung. „Würde ich jetzt mit der entsprechenden Sonde (die Bougie = die Kerze) eindringen, könnte die Harnröhre reißen. Ich schlage vor, die Harnröhre zu schlitzten...“

Er kannte das. Der alte Arzt hatte zweimal versucht, mit einer neuartigen Lasertechnik, ohne Erfolg.

Im Gegenteil, er hatte den Vernarbungsgrad der Harnröhre wohl eher erhöht.

Aber das neue System, das der neue Arzt ihm nun aufzeigte, hieß mechanische Schlitzung. *Nein, wir arbeiten nicht mehr mit Laser, wir schlitzen den oberen Teil der Harnröhre mit einem Messer in der Form eines Mercedes-Sterns, dann lassen wir die Harnröhre heilen und brechen sie hernach auf mit einer Bougierung....*

Hatte der Jan das richtig verstanden? Waren die noch ganz bei Trost?

Wie hatte sein alter Hausarzt ihm gesagt? *Klagen Sie nur nicht zu laut über ihren Darm, Sie als Privatpatient sind ihn sonst schneller los, als sie schauen können...*

Klar waren die bei Trost. Alles lässt sich logisch erklären. Aber wozu überhaupt die Blasenspiegelung? For Fun? Krankheiten ausschließen, nennt man das. Vor allem Krankheiten, für die es gar keine Anzeichen gab. Der Jan nickte bedächtig und ahnte schon, was da kommen würde. Aber er war zu sehr befangen, befasst oder wie man diesen willenslosen Zustand auch benennen will. Er schaute wahrscheinlich so blöd drein wie er sich fühlte.

Der Arzt sah dem Jan seine Zustimmung an und schlug vor, dass man mit dem zuständigen Operateur gleich einen Termin ausmachen solle. Der Jan nickte. Und so setzte sich der Urologe mit dem Operateur, den er vorher nicht genügen loben konnte, ins Benehmen und vereinbarte mit Jans Einverständnis einen OP-Termin.

Den ganzen weiteren Verlauf der Aufnahme im Krankenhaus, die Absprache der rechtlichen und finanziellen Modalitäten mit einer schönen Krankenhaus-Managerin, die Ängste des Jan vor einer neuen OP, sein Zittern auf dem OP-Tisch und die trostreichen Worte der OP-Schwester, das alles habe ich niedergeschrieben und wieder verworfen. Die nächtliche Blutung, die den Jan in Panik versetzte, die Krankenschwester, die angerannt kam, um festzustellen, dass das alles ganz normal sei, bzw. mal passieren könne..., all' dies ganze Gesabber will ich weglassen. Auch die anschließende Spiegelung mit negativ Ergebnis samt Verletzung der Harnröhre will ich weglassen. Zu viel ist zu viel.

Ich wollte das niederschreiben, um den Leser durch die Erfahrungen anderer klüger zu machen, ihn vor bösen Überraschungen bewahren. Nein. Man muss sich das nicht einbilden, dass einem das nur ansatzweise gelingen kann.

Liebesromane? Lesen? Bist Du doof...? hatte der Jan gesagt. *Schmeißt das Buch weg und seht zu, das Ihr was erlebt, Ihr Sissys...*

Als Jan mich anruft geht es ihm schon wieder besser. Wir plaudern nicht mehr so viel wie früher, unsere Beziehung ist etwas kälter geworden. Irgendwie belastet mich sein Schicksal, es ermüdet mich auch. Ich werde mir darüber klar, dass ich froh bin, nicht die Sorgen der Franziska tragen zu müssen. Ich bin froh, dass der Jan mich mit seiner klugen Art vor diesen Unbillen bewahrt hat. Ja, ich bin sogar dankbar dafür.

Wir verlieren uns etwas aus den Augen

Franziska 8

Die siebte OP

Jan hatte seine siebte Operation hinter sich. Zwei Tage auf der Intensivstation hatte er gelegen, gebetet, es möge endlich vorüber sein – so oder so! Jan – ein Atheist!, betet. Wie Michelangelo schon bemerkte, der David sei schon in diesem Marmorblock darin gewesen, er habe ihn nur noch heraus meißeln müssen, so sagte später der Jan, sei der Glaube in uns an etwas Höherem vorgegeben, wir bräuchten eigentlich nur noch den Anlass. Und Angst, Schmerzen und Lebensverzweiflung sind Anlass genug.

Aber so wie die Schmerzen nachlassen werden, auch so wird der Jan wieder zu sich selber finden.

Später wird er dies seinem Freund May, dem freundlichen älteren Vertreter Jehovas an der Straßenecke, gestehen, und auf das verdutzte Gesicht antworten: „...ja, ja, lieber Herr May, der liebe Gott ist in uns allen, aber mit dem Bodenpersonal kann man sich nur schlecht anfreunden.“

Sein Herz hatte geschlagen wie wild, und Jan wusste, ein bisschen mehr an Belastung und der Kreislauf würde versagen. Eine Komplikation, eine Korrektur der OP würde er wohl nicht überleben können.

Komplikation? Korrektur?

Wundbrand, ja so etwas könne es auch noch geben, hatte der Arzt ihm unter vielen anderen Gefahren einer Operation genannt.

Wundbrand?, hatte der Jan gedacht, sind wir im falschen Jahrhundert, auf den Schlachtfeldern von Borodino vielleicht? Wundbrand – in diesem Zustand? Kein Kreislauf würde dem Stand halten.

Und in dieser beschissenen Situation war die Krankenschwester an sein Bett getreten und gesagt: „Nun, Herr Jan – wie wäre es denn mal mit Waschen und Rasieren.“

Der Jan hatte einen Augenblick gedacht: 'mein Gott, sie haben dich in die Scheiße getunkt und nun fragen sie, warum du so stinkst.'

„Gut“, hatte er dann schnell geantwortet, „ich werde es versuchen.“ Aber in Wirklichkeit war ihm zum Kotzen.

Die Schwester half ihm, sich auf die Bettkante zu setzen, was nicht so einfach war. Ein Schlauch im Unterleib, ein Katheter, na wo schon?, eine Rückenmarksonde, einen Tropf am Handgelenk! Bauchnarbe, 25 cm, geklammert.

Sie stellte ihm eine Schüssel mit etwas Wasser und einen Waschlappen auf den kleinen fahrbaren Tisch. Er wusch sich das Gesicht, den Kopf, den Hals, die Unterarme, und versuchte abschließend, seinen Intimbereich etwas zu waschen. Es ging – halbwegs. Dann konnte der Jan nicht mehr. Er sagte es der Schwester.

Ja, gut, das sei so, aber der Patient müsse etwas mit arbeiten, es sei nicht gut, nur da zu liegen....

Jan wird bis zum Ende seines Lebens daran zweifeln und das Gefühl, oben drein auch noch verspottet worden zu sein, nicht los werden.

Sie hatten ihm zwanzig Zentimeter Darm entfernt und die Blase repariert. Die Narbe verlief vom Schambein bis über den Nabel hinaus.

Was war passiert?

Eine Geschichte, die man kurz fassen muss, sonst droht ein eigener Roman daraus zu werden.

Leistenbruch- OP, Prostata-Radikale, gute Gelegenheiten, den Darm zu verletzen, oder wie bei Jan möglich, einen Divertikel – Ausstülpungen des Darms, unter denen jeder mehr oder weniger im Alter leidet.

Seine jahrelangen Klagen nach der Prostata-Radikalen, bzw. nach der linken Leistenbruch-OP, er habe Schmerzen im Bereich Blase-Dickdarm, wurden von seinem Internisten abgewiesen. Ruhig aber beharrlich verwies der junge Arzt auf die Operationen, die der Jan gehabt hatte, und darauf,

dass sich dort sicherlich Verwachsungen ergeben hätten, die ihm halt etwas zu schaffen machen würden. Klar, gut, plausibel.

Dann hatte er eine Koloskopie, und die behandelnde Ärztin konstatierte, dass der Darm im Endbereich einen verdächtigen Knick habe; man solle doch gelegentlich eine Bauchspiegelung machen.

„Ach,“ hatte wieder der junge Arzt geäußert, „was soll das schon sein? Was kann man denn da schon sehen?“

Der Jan staunte ob dieser unverfrorenen Art, ihn zum Simulanten zu stempeln. Und dann erinnerte er sich. Sein Vorgänger-Arzt hatte ihm auf die Stirn zugesagt, dass er den Jan für einen Hypochonder halte – einfach so. Nein, er hatte es anders ausgedrückt. Er hatte den Jan auf den geringen Wassergehalt im Blut hingewiesen und angemerkt, dass dies ein untrügliches Zeichen von Angst sei, und dass er, der Arzt, dies feststelle, seit er den Jan kenne.

Nun, er hatte den Arzt gewechselt; es hatte sich so ergeben, weil der Arzt lange in Urlaub war und der Jan arg krank geworden war. Aber, und das fiel dem Jan nun auf, der neue Arzt hatte ihm Ängstlichkeit bescheinigt, kaum dass der Jan die Praxis betreten hatte.

Und nun begriff der Jan, aus welcher Ecke diese Voreingenommenheit kam: Die Ärzte sprechen sich ab, übertragen Diagnosen, persönliche Urteile und Vorurteile gleichermaßen.

Ein Jahr vor der OP, der Urologe hatte bedauert, Bakterien im Urin gefunden zu haben. Er verpasste dem Jan ein Antibiotikum.

Aber das Problem trat bald wieder auf. Ein stärkeres Antibiotikum war angesagt.

Dann, dreiviertel Jahr vor dieser OP hatte Jan seinem Hausarzt geklagt, es zeigten sich beim Wasserlassen Bläschen im Urin. Schlecht zu beschreiben, wie soll man sich das Vorstellen? Kleine Luftexplosionen hatte Jan gesagt. Aber der Arzt konnte mit der Aussage nichts anfangen. Hätte er ihn beim Pinkeln zusehen sollen? Hätte er? - Macht aber keiner!

Für Jan lag schon früh der Verdacht nahe, dass Gas aus dem Darm eine Rolle spielen könne. Er fragte den Arzt unter Hinweis, dass er sich vielleicht lächerlich machen könne.

Nein, da müsse er keine Angst haben. Man solle doch immer sagen, was man denke. Nur, die beschriebenen Symptome seien bei einer Fistel denk- oder vorstellbar. Das wiederum sei äußerst selten, so selten, dass man es fast ausschließen könne. Ausschließen?, hatte der Jan sich gefragt; darf man etwas Seltenes ausschließen? Ist das vielleicht eine Strategie der Ärzte, einfach Dinge ausschließen, die selten vorkommen? Diagnose à la Statistik? Verantwortung à la Statistik? Verdammte Scheiße! Aber nein, der Jan möge doch gelegentlich den Urologen aufsuchen und ihm die Symptome schildern. Also, wenigstens das.

Besuch beim Urologen. Neuer Befall, neues Antibiotikum. Jan teilt dem Arzt seine Beobachtung mit. Der schüttelt den Kopf, was immer er damit sagen will. Überlegt und empfiehlt, jetzt, drei Monate nach den ersten Anzeichen, eine intensive Untersuchung der Blase machen zu wollen: in zwei Monaten aber bitte erst! Erst aber einmal eine neue Antibiotika-Behandlung. Zehn Tage Antibiotika, Überprüfung, keine Keime mehr vorhanden.

Jan fährt in Urlaub - nach Frankreich. Nach ein oder zwei Wochen, gleiche Symptome: stark gelbe Farbe des Urins. Jan lässt sich untersuchen: positiv die Diagnose. Darmbakterien seien gefunden worden. Eine üblicher Befall, beruhigt ihn der örtliche Arzt. Üblich? Vielleicht bei Homosexuellen! Ob die nun denken, Du seist...? Ausgeschlossen? - Oder doch?

Neues Antibiotikum! Zehn Tage Behandlung – erst einmal keimfrei!

Endlich zu Hause bekommt er die Spiegelung der Blase. Unangenehm wie wenige Dinge auf der Welt.

„Ja, dort“, der Arzt sieht auf seinem Bildschirm etwas, was da nicht hingehöre. Ob der Jan es sehen

möchte. Ja, natürlich. Der Arzt dreht den Bildschirm so, dass der Jan mit Mühe etwas sehen kann. Viel ist es nicht. In den Nebeln von Avalon konnte man sicher deutlicher sehen. Doch! Ein verschwommenes Etwas. Und nun begriff der Jan warum die Koloskopien nicht gefilmt wurden: Die Untersuchungen waren unbefriedigend. Interpretationsfähig. Ein Endoskop ist halt kein Mikroskop. Und die Blase ist innen kein Mikro-Organismus.

Dieser Vorgang wird ihn 50 Euro kosten. Nein, nicht die Untersuchung, sondern der Aufwand für die Erklärung: *eingehende Erklärung der Diagnose*. Die ist in der Autowerkstatt wohl im Preis inbegriffen. Und wieder entwickelt der Jan Widerwillen gegen diese Art von Arzt, diese Leute, die ihre Überlegenheit in dieser Form ausnutzen. Als Privatpatient, denkt der Jan, bist du doch tatsächlich die Milchkuh des Landes mit dem Unterschied, dass auf die Kühe keiner neidisch ist.

Der Urologe blickt besorgt drein. Er weiß nicht, was er dem Jan sagen soll. Eine Fistel? Ein Karzinom?

„Sie wissen ja, Herr Jan, einmal Krebs – immer Krebs!“ Er, der Jan, sollte sich nun erst einmal beruhigen, langsam und vorsichtig nach Hause fahren. Er würde ihm einen Termin für eine Tomografie besorgen.

Der Jan nimmt den Rat des Arztes wahr und geht, das Haus verlassend, erst einmal spazieren. Ein wunderschöner Spaziergang über eine Höhenweg mit Blick auf die Schweizer Alpen. Tomographie? Hatte der Jan das nicht schon vor einem dreiviertel Jahr angeregt?

'Einmal Krebs – immer Krebs?' Die Gedanken wirbelten durch seinen Kopf. Dieser Leptosom, dieser lang gezogene Winzling, dieses aufgeblasene Arschloch, denkt der Jan, was denkt der sich, mir eine solche Diagnose zu stellen? Dieser Typ *Klassenbester*. Wäre er mit dir in einer Klasse gewesen, hätte er, während du in Gedanken versunken versucht hättest, die Welt zu retten, ja gut, nur zu verbessern vielleicht, bestimmt die Hände als erster oben gehabt, um die Frage des Lehrers zu beantworten, klug, gewitzt, dieser ehrgeizige Flachkopf. Nein, ein Flachkopf was das nicht.

Hatte nicht die Ärztin, die ein Darmspiegelung durchführte, nicht befunden, er habe einen Knick im Darm, man sollte vielleicht eine Bauchspiegelung oder eine Tomografie machen?

Hatte der Hausarzt nicht gesagt: „...Tomografie? Was sieht man denn da schon?...“

Jan beruhigte sich, wollte sich klar darüber werden, dass allen alles passieren kann, und dass ein jeder nach dem Ableben erst einmal 150 Milliarden Jahre tot sein wird, bevor ein neuer Urknall ihm eine neue Chance geben kann. Urknall! Arschlöcher alle mit einander.

Jan bekam seinen Termin per Telefon: Vier Tage Aufenthalt im Krankenhaus, drei Untersuchungen: Darmspiegelung, Tomographie, und Blasenspiegelung mit Biopsie, neben den üblichen Untersuchungen von Blut und Urin.

Jan checkte ein. Die Darmspiegelung zeigte nichts Verdächtiges. Wenigstens das.

Die Tomografie, anderen tags, war schon weniger beruhigend. „Kommen Sie“, hatte die zuständige Ärztin gesagt, eine Schönheit, und Jan war überhaupt nicht begeistert gewesen, sich vor dieser Frau den Darm mit Kontrastmittel füllen lassen müssen, „ich zeige Ihnen, wie es bei Ihnen innen aussieht...“, und dann hatte sie ihm erst einmal gezeigt, was alles unauffällig war – an diesem Darm etc., „...aber hier, schauen Sie, im unteren Darmteil, gespickt mit Divertikel, das sind...“, Jan wusste was das ist. Er litt unter diesen kleinen Ausstülpungen, die ihm Probleme zu bereiten schienen, in dem sie sich entzündeten, oder entzünden konnten, Kotsteine lieferten usw., „...gut, und sonst sehen wir am Darm weiter oben nichts Verdächtiges. Nur, hier unten, da ist etwas, was da nicht hingehört. Sehen Sie das? Eine Verbindung von Darm und Blase. Da sitzt Ihr Problem. Da kommt es zum Übertrag von Darmbakterien, Darmgasen in die Blase...“

Jan nickte, schluckte, und wusste, dass da mindestens eine ordentliche Operation auf ihn zukommen würde.

Was man machen könne, machen müsse? Nun, ja, das würde sie nicht beurteilen wollen. Das sei

Sache der Chirurgie! Nur soviel, das da, das könne man so nicht lassen. Sie schaute ihm fest in die Augen. Keine Aussage auch nicht in den Augen. Keine Besorgnis, keine Angst um ihn. Eher so, als wolle sie ihm gerne einen Klaps auf den Po geben und sagen, dass er das schon schaffen werde.

Abends, der Chefarzt samt Gefolge, besuchte ihn in seinem Zimmer. Sprach das Problem an. Es gäbe nur eine Methode der Behandlung: Entfernen eines Teilstücks des Darms, das aufgrund der Divertikel eh besser entfernt werden sollte, und dann Herausschneiden des befallenen Blasenteils, so etwa 2 Euro groß, und Zunähen.....

Das geht? Ja das gehe. Das sei Routine-Arbeit. Am morgigen Tag sei die Blasenspiegelung angesagt.

Blasenspiegelung?, fragt der Jan, was das denn nun noch bringen solle?

Nun ja, theoretisch gäbe es ja noch die Gefahr, nein, eher eine Restgefahr, man könne doch nicht ausschließen, dass sich dort ein Karzinom verberge, und so sei zu empfehlen, dort eine Biopsie zu machen, also eine Gewebeprobe nehmen....

Und dann ratterte das Gehirn des Ingenieurs: Blase, Darm, Fistel, das wissen wir schon. Wenn es sich dort nun um ein Karzinom handelt, dann handelt es sich um ein offenes Karzinom, und wenn es sich um ein offenes Karzinom handelt, dann kommt jegliche Operation zu spät. Dann ist der Körper befallen und die Chancen auf Heilung so gut wie Null. Eine Chemo? Eine etwas Leben verlängernde Chemo? Dieser Betrug in Fläschchen? Nein, das wolle er nicht. Wenn das so sei, dann wolle er sein Schicksal akzeptieren.

Jan sagt das so dem Arzt, der nicht schlecht staunt, aber nichts sagt, außer nach einer Weile: „Herr Jan, ich versteh' Sie sehr wohl. Wie gesagt, es besteht ein Restrisiko. Aber wenn Sie darauf bestehen und das Restrisiko übernehmen, ich kann damit leben. Ja? Gut, ich kann das auch billigen. Ok.“ Und zu seinem Team: „Okay so?“ Und die junge Ärztin und der junge Arzt seines Teams nicken.

Und dann bat er den Jan, den Abend noch im Krankenhaus zu verbringen; er wolle seinen Assistenten schicken, der ihm die OP erklären möge. Wenn er wolle, könne er schon mit ihm einen Termin ausmachen. Nein, überstürzen müsse man nichts.

Und dann wollte der Jan wissen, wie es denn zu solch einer Fistel kommen könne? Vor der der Hausarzt behauptet hatte, das es ganz selten sei.

Nun, antwortet ihm der Arzt, so selten sei das nun auch wieder nicht, es sei die dritte OP dieser Art in diesem Jahr – also in fünf Monaten. Aber man könne sich das so vorstellen, dass ein Divertikel verletzt worden sei, und zu seiner Heilung die Nähe der Blase in Anspruch genommen habe.

Verletzt?

Ja, das könne die Leistenbruch-OP gewesen sein, oder die Prostata-Radikale...

...oder die Bestrahlung?, warf Jan ein.

Ja, gut, denkbar schon. Aber weniger wahrscheinlich. Auch eine Entzündung sei möglich. Ein Divertikel sei natürlich schon ein empfindliches Wesen...!

*

So trat dann der Jan mit einer Verzögerung von einem Jahr nach den ersten Symptomen den Weg in die OP an. Ein Jahr der unnötigen Behandlung mit x-verschiedenen Antibiotika.

„Oh, je, Jan. Du bist aber auch ein Geschlagener“, sagte ich, „Gott sei Dank, geht es Dir besser..“

„Gott? Sei dank? Dem Arsch würde ich in die Eier treten, wenn ich nur könnte...“

„Jan, bitte“, reklamierte ich seinen Zynismus. Ich kann ihn nun wirklich gut genug, um zu wissen, wie er es meinte, wie er dabei empfand. Dieser zynische Mensch war im Innern seines Herzens ein Frommer. Jedenfalls der frömmste Atheist, den ich bisher gekannt habe. Ein jemand der dachte,

man müsse sich schon einmal ein bisschen anstrengen, um dieses alles um uns herum schauen und erleben zu dürfen, und gleichsam sagte, er wolle den lieben Gott in die Eier treten....

„Der liebe Gott hat doch gar keine Eier!“

„Na gut. Aber dann muss ich mich auch nicht bei ihm bedanken...“

Über diese Logik denke ich heute noch nach.

*

Und nach der Operation hatte der Jan zehn Tage im Krankenhaus verbracht und einmal wieder fast alle Komplikationen durchlitten, die sich so einstellen können:

Die Bauchnarbe, die sie ihm diesmal geklammert hatten – Jan hatte nach Abnahme des Pflasters seinen Augen nicht trauen wollen: Klammern im Bauch, Krampfen wie bei geheftetem Papier – fing an zu schmerzen. Nein, nein, Herr Jan, das ist ganz normal. Wissen Sie, die reißen den ganzen Bauch auf, vergewaltigen die Bauchdecke, klemmen eine Art Felge da hinein, um operieren zu können. Nein, das schmerzt Sie noch eine Weile.

Nein, sagt der Jan, das sind andere Schmerzen. Schmerzen, die zunehmen, nicht abnehmen. Irgendetwas ist nicht in Ordnung.

Aber der Arzt lässt sich nicht beeindrucken. So ein blöder Patient, wie soll man denn eine solche schwere Operation durchführen, ohne Schmerzen zu bereiten?

Am fünften Tag, mitten in Nacht, etwas Feuchtes. Der Jan schläft wie ein Hund, immer kurz vor dem Wachsein. Der Jan macht das Licht an, der ganze Bauch voller Blut.

Scheiße! Denkt der Jan. Wieso auch nicht?

Die Schwester kommt nach langer Zeit, verbluten hätte er können – wenigstens war ihm so.

Nun, das sei ganz normal. Ich machte Ihnen ein großes Pflaster darauf. Das hält bis morgen früh, dann bekommen Sie ein großes...“

„Schön“, sagt der Jan, er ist etwas erleichtert, „aber eines mit einem *Dino* drauf.“

Die Schwester lacht.

Was denn da ganz normal ist, erklärt ihm der Arzt am anderen Morgen bei der Visite. Eine *soubcoutane necrose* sei das. Nein, er müsse nicht beunruhigt sein, das kriege man schon wieder hin. Dauere aber etwas.

...daure etwas: Vier Wochen wird er sich behandeln lassen, zwei bis dreimal die Woche. Und immer das Gefühl haben, ob da nicht ein Wundbrand entstehen könne – im Bauchraum.....

Oh, Jan.

Er bekommt etwas zu Essen. Essen? Arbeitet denn der Darm schon? Aber natürlich arbeitet der!

Der Assistent horcht ihn ab und bestätigt. Jan horcht, aber er hört nichts. Egal. Es muss etwas gegessen werden.

Am sechsten Tag werden die Schläuche entfernt bis auf die Rückenmarksonde. Das dort eindosierte Medikament soll schmerzstillend wirken und außerdem die Darmtätigkeit anregen. Jan kann sich etwas besser bewegen. Meist war er morgens schon um sechs Uhr aufgestanden, hatte sich in das Bad gequält, langsam, Fuß um Fuß, sich hingesezt, und versucht sich zu waschen und zu rasieren, um fertig zu sein, wenn sich die Schwestern einstellen. Er möchte fertig sein, wenn diese Damen mit ihrem Fieberthermometer kommen, hastig die Temperatur messen, im Ohr, elektronisch, das gibt es nun, innerhalb von Sekunden, um dem Jan den Temperaturwert vor die Füße zu werfen wie einen Knochen. Ob der Wert richtig ist, oder ob die ihn nur beruhigen wollen, weiß er nicht.

Warum sollten sie ihn belügen? Warum? Nun, warum wohl? Warum wohl hatte der Optiker dem Jan

auf seine Reklamation der Brille geantwortet, er wisse nicht warum, aber seine Augen müssten sich wohl innerhalb eines Monats sehr stark verändert haben....

Am siebten Tag, es kommt die Anästhesistin, um sich die Einstichstelle der Rückenmarksonde anzusehen. Sie schlägt die Hände sprichwörtlich über dem Kopf zusammen. Himmel, die Stelle ist entzündet. Eine Einstichstelle für eine Sonde ins Rückenmark – entzündet!? Bakterien – Rückenmark – Infektion – da ist eine Nervenschädigung nicht weit.

„Gott“, sagt die ältere Dame, sie spricht einen östlichen Akzent, angenehm ja fast mütterlich tritt sie dem Jan entgegen, „wir haben zu wenig Leute, um sich richtig um die Patienten zu kümmern.“

Zu wenig Leute? Zu wenig Personal! Im Krankenhaus? Beim Militär, ja da hat es immer zu wenig Personal, und der Feind hat immer zu viel Personal. Aber hier?

War da nicht etwas? Hatte der Jan diesen Satz nicht schon einmal gehört? War da nicht der Bruder der Franziska eine Woche vor Jans Operation gestorben? Verreckt? Verreckt des nachts in einem anderen Krankenhaus in der Nähe? Erstickt an seinem Bronchialschleim? Hatte der Co-Patient nicht früh genug geklingelt? War da doch keiner gekommen, um den Bruder zu retten?

'Wir haben nicht genügend Personal...!', hatte der verantwortliche Arzt der Witwe am anderen Tag gestanden. Ja, mein Gott, wenn alle Krankenschwestern und alle Bäcker im Sommer auf die Seychellen fliegen wollen, dann wird sich die Gesellschaft wohl so lange „Gesund schrumpfen“, bis nur noch die Menschen übrig sind, die sich das leisten können...kurzzeitig...

Die Ärztin entfernt die Sonde, versorgt den Jan, versichert, morgen noch einmal nach der Stelle schauen zu wollen, wünscht dem Jan alles Gute. - Geht ab!

*

Jan hatte schon am zweiten Tag nach der OP auf der Intensivstation etwas zu essen bekommen, etwas ganz Leichtes, etwas das im Dünndarm verarbeitet wird und praktisch diesen nicht verlässt. Er hatte sich übergeben müssen. Er hatte gerufen „...ich kann es nicht halten, ich muss mich übergeben...“, und eine Auszubildende war heran gesprungen – mit einer Nierenschale! Der Mageninhalt flog ungebremst durch die Schale hindurch.

War dort wohl unbekannt auf der Intensivstation, der Kotzbeutel, dem man ihm für alle Fälle auf der Heimstation später verabreichte.

Am vierten Tag bekam er leichtes Essen, Süppchen wünschte er sich. Etwas Hartes mochte er nicht, er hatte einfach Angst, sich zuzustopfen.

Am sechsten Tag erkundigte sich der Arzt, ob der Jan nun endlich Stuhlgang gehabt habe. Nein, war die Antwort. Kein Stuhlgang, nein, überhaupt kein Drang danach.

Ein Hm, war wohl alles, was dem Arzt einfiel.

Am siebten Tag, kein Stuhlgang, und der Arzt sah etwas peinlich berührt aus. Man sah ihm an, wie unruhig er wurde, obwohl sich schwer beherrschend.

Kein Stuhlgang? Keine Darmtätigkeit? Fehlerhafte Operation? Was machen? Jan wird nie erfahren, was der Arzt wirklich dachte oder befürchtete. Er stellte nur fest, dass am nächsten Tag keine Visite mehr im üblichen Sinne stattfand: d.h. Der Arzt kam alleine, keiner, der ein Protokoll aufnahm.

Hatte die Haftpflicht-Versicherung des Arztes, seine juristische Unterstützung dem Arzt geraten, so zu verfahren? Keine Zeugen? Keine Aussage? Keine Fakten, die belasten könnten?

Der Jan merkte dies und war besorgt.

Am Nachmittag lässt der Arzt dem Jan eine Portion Lactose verabreichen. Stunden vergehen; der Jan merkt, dass sich da etwas tut. Es stört ihn ein kleiner Gegenstand dort in seinem Unterleib. Er presst, und presst, versucht vorsichtig zu pressen. Und erreicht schließlich die Geburt eines kleinen extrem harten Würstchens. Der Leser möge mir nachsehen.

Er berichtet der Schwester, die den Arzt verständigt, der kommt, erkundigt sich, ist sichtlich

erleichtert. Das dies kein normaler Vorgang ist, dass dieses Problem auch in Zukunft wird weiter bestehen, interessiert in diesem Augenblick wie in der Zukunft niemanden mehr!

*

Wie war das mit der Frau Pertes gewesen? Hatte sie nicht vor nicht allzu langer Zeit angerufen und gesagt, sie komme gerade aus dem Krankenhaus? Sie sei dort 45 Tage gewesen.

Oh, Gott, hatte der Jan gesagt, er befand sich in Deutschland, *was sei denn passiert?*

Sie hatte Schmerzen gehabt, nun, Unterleib, unten links. Dort, meinte sie, wo der Dickdarm sein natürliches Ende findet, d.h. in dieser Gegend halt, und sei abends noch in die Klinik gefahren. Die Schmerzen seien unerträglich gewesen, so dass man sie noch um 23⁰⁰ Not repariert habe.

Fieber? Nein, Fieber hatte sie keines gehabt.

Als sie dann aufwachte, hatte man ihr gesagt, sie habe einen Darmdurchbruch gehabt, die OP habe fast vier Stunden gedauert, auch weil man alles auswaschen musste. Ja, die OP sei tatsächlich notwendig gewesen.

Darmdurchbruch? – ohne Temperaturerhöhung? Dem Jan schoss ein Verdacht in den Kopf, ein Verdacht, den er gar nicht äußern konnte. Die arme Frau war 45 Tage in der Klinik gewesen, hatte einen künstlichen Darmausgang gehabt, der noch zurück verlegt werden musste.

Er kannte die Schmerzen in dieser Gegend: Leistenbruch hatten sie festgestellt und repariert. Vier Tage war er in der Klinik. Am dritten Tag war eine Abordnung gekommen von mindestens 10 Leuten, die alle um sein Bett standen. Dann habe der Arzt wohl die Kardinalfrage gestellt, ob der Jan denn gestern Stuhlgang gehabt habe. Stille im Raum.

Nein, hatte er geantwortet, und die mindestens 10 Leute hatten alle zur gleichen Zeit hörbar tief eingeatmet. *Erst heute morgen*, hatte der Jan ergänzt, und die mindestens 10 Leute hatten hörbar tief ausgeatmet. Da habe der Jan begriffen, wie kompliziert solche Operationen zu sein scheinen. Man stelle sich vor, man schneidet mit einem Skalpell in die Bauchdecke unter der der vielleicht etwas aufgeblähte Darm liegt – was bestimmt nicht sein soll oder darf. Und dann stelle man sich vor, wie die Bauchdecke aufgeht und der Darm sich gegen seinen Willen dem Messer nähert?!

Frau Pertes, war das vielleicht Ihr Problem? Er hatte sie nicht gefragt. Er hatte nichts gesagt. Wozu auch in aller Welt?

*

„Oh, je, Jan. Tut mir leid, das so zu hören“, sagte ich wieder einmal, da hat sich Dein Vertrauen in die Ärzteschaft wohl erheblich verringert?“

„Ja, das heißt, das Restvertrauen, das ich zu diesem Zeitpunkt noch hatte. Also, das ist nun von Null kaum noch unterschieden. Ich werde gar nicht mehr zum Arzt gehen. Wozu auch? Das bisschen Wissen, das verkaufen sie dir, bis du dahinter kommst, dass sie auch nichts wissen. Aber dann haben sie ihr Geld im Sack und der nächste Patient wartet schon vor der Türe!“

Harte Worte gebrauchte der Jan dort. Ich konnte es ihm in diesem Augenblick nicht verübeln, obwohl er diesen Satz einmal relativieren wird müssen, wie seine Aufforderung an seinen Kumpel André hinsichtlich dessen Argumentation bezüglich der gesellschaftlichen Aufgaben der Banken.

„Jan, ja, ich versteh' Dich ja – irgendwie. Aber das ist doch müßig, sich so darüber aufzuregen, und – gerecht ist es auch nicht.“

„Nein, gar nicht. Ich werde mich rächen!“

„Jan, bitte, das Wort Rächen, das höre ich aber gar nicht gerne.“

„Doch. Ich werde etwas versuchen: Ich werde meine potentielle Witwe bitten, die verantwortlichen Ärzte ganz offiziell auf die Einladungsliste zu meiner Beerdigung setzen.“

„Hm? Das habe ich noch nie gehört, dass das jemand gemacht hat. Sie werden nicht kommen.“

„Nein, kaum. Aber das macht auch nichts. Es soll jeder ihren Namen sehen...“

*

„Und die Necrose?“

„Oh, ja. Zwei bis dreimal die Woche ins Krankenhaus – eigentlich wollten sie, dass das der Hausarzt machen soll, aber ich wollte, dass der Verursacher die Pflege der Wunde übernimmt. Einmal hätte ich den Arzt gerne gefragt, ob er sich nicht die Hände desinfizieren möge. Weißt Du, er kommt in die Ambulanz, wo ich auf ihn warte, begrüßt mich, zieht sich die Handschuhe an, will mich behandeln. Da fällt ihm ein, er habe etwas vergessen, und läuft aus dem Raum. Nach geraumer Zeit kommt er wieder, schließt die Türe und behandelt meine Wunde... Sag mir, sind die Handschuhe zu seinem oder meinem Schutz da?“

„Du meinst, er hat seine Hände nach Eintreten in die Ambulanz nicht desinfiziert?“

„Genau das. Sag mir noch eines: Wozu gibt es überhaupt Klinken in einem Krankenhaus?“

Ja, gute Frage, warum gibt es im Krankenhaus Klinken? Dennoch, ob mit oder ohne Klinke, die Hände müsste sich der Arzt in jedem Fall desinfizieren – er kann sich überall auf dem Wege ans Krankenbett schmutzige Hände geholt haben! Ja, sagt der Jan dieses Argument einräumend, mich dann lobend für meinen scharfen Verstand.

Jan! Dazu bedarf es keinen besonders scharfen Verstand – sondern nur etwas Gelassenheit, dann kommt jeder andere auch darauf.

Und heute, am Tage an dem ich das schreibe, fällt mir die Geschichte vom „Epervier“, dem Chevalier de Kerneur, einem Piratenmythos aus dem 18'ten Jahrhundert in Bilderbänden. Der junge *Captain* hatte auch stets ein Leben mehr als andere.

Jan wieder in Frankreich

Einige Zeit vergeht, der Jan schont sich, kuriert seine Operationsnarben aus, beobachtet, ob alles so funktioniert wie es soll, ist deprimiert; die Funktion des Darms ist nicht so, wie es sein soll. Der Inhalt staut sich an der Narbe, so als habe es dort eine Hemmschwelle. Er versucht es mit allerlei Hilfsmitteln, es hilft ein wenig, aber dafür muss er nachts raus, ob zwei Uhr oder drei oder vier oder fünf, sein System nimmt keine Rücksicht auf sein Schlafbedürfnis. Und die Sitzungen sind quälend. Ich weiß, das ist alles nicht sonderlich interessant für außenstehende – für betroffene übrigens auch nicht. Ich will mich nicht lang damit aufhalten.

Jan macht sich wieder einmal auf den Weg nach Frankreich, freut sich auf die Abwechslung, auf sein Anwesen, das ihn noch stets die Gegenwart hat vergessen lassen. Franziska bleibt erst einmal zu Hause, will nachkommen. Der Garten! Die Freunde! Nach einer Zeit mit diesem anstrengenden Jan wird ihr ein Alleinsein gut tun.

Morgens um fünf steigt der Jan ins Auto, zwölf Stunden dengelt der Jan mit Tempo 120 durch die Schweiz, mit 130 durch Frankreich. Sein Auto könnte gut 100 mehr laufen. Tempo 160 würde ihm schon reichen. Nein, denkt der Jan, mehr Freiheit will eigentlich keiner. Vielleicht will keiner mehr Freiheit dem anderen gewähren? Freiheit, die er nicht vermisst? Freiheit, von der er entwöhnt ist. Selbst in den USA, wo die Leute die Freiheit haben, sich eine automatische Waffe zu kaufen, ohne jemandem Rechenschaft für ihren Gebrauch abzulegen; die Autofahrer begnügen sich mit Geschwindigkeiten, bei denen man in aller Ruhe hinten hinaus pinkeln könnte. Verrückt. Und bei uns?

Sie lassen Dich mit einem Fahrrad einem Fußgänger in die Nieren fahren. Ein Fahrrad bringt aber genauso viel Energie auf wie eine Gewehrpatrone, nämlich um die 5.000 Joule. Sie lassen Dich mit einem Auto auf ein anderes Auto fahren oder in eine Menschenmenge; ein Auto bringt bei Tempo 200 eine Energie von 1 Mio. Joule auf die Energie Waage. Bei Pfeil und Bogen schauen sie nicht so genau hin, warum weiß er nicht, aber auch ein Pfeil von einem harmlos wirkenden Bogen

abgeschossen belastet den Körper immerhin mit ca. 75 Joule, wenn er ihn treffen sollte.

Nur bei Schusswaffen, da ist bei 8 Joule Schluss. Bis dahin ist es erlaubt, eine Druckluftwaffe zu kaufen, um Tiere wie Vögel zu *immobilisieren*.

Wo ist der Sinn? Sind Pfeil und Bogen nicht systemrelevant – will sagen, das politische System nicht gefährdend?

In der Schweiz hatten findige Waffenschmiede einen fünf- oder sechs-schüssigen Mini-Revolver entwickelt, Kaliber ca. 2,5mm, der frei verkäuflich sein sollte. Was passierte? Ein hysterischer Aufschrei ging durchs Land. Die Kugel brachte gerade einmal 1 Joule auf die Beine!

	$E=1/2*m*v^2$	m(g)	v(m/s)	E0(joule)
Luftgewehr		0,50	170	7
Fahrrad		75.000,00	15	8.438
Pfeil/Bogen		15,00	45	15
PKW		1.000.000,00	36	652.006
Gewehr-Großkaliber 308		11	820	3.597
Gewehr-Kleinkaliber .22		3	330	142
Western-Revolver K38		10	422	908
Moderne Halbautomatik K		8	360	518
Zwille		6	60	11

Wären wir alle bewaffnet gewesen wie in den USA, hätten da die Schergen dieser braunen Brühe nicht Schwierigkeit gehabt, die Leute morgens früh um fünf einzusammeln. Sie hätten. Und sie wussten das wohl, als sie bei den Juden und Roma gleich 1933 angingen, den Privatbesitz von Waffen zu verbieten, und per Razzia diese mit Gewalt einsammelten.

Vertrauen in sein Volk sieht anders aus. Gerade in unseren Tagen ließt man von der roten Niederschlagung des kleinen Aufstandes von 1953, bei dem nicht nur tausende zu langen Haftstrafen verurteilt wurden, es wurden auch Dutzende standrechtlich erschossen. Für den sonst roten Brecht war das wohl ein Schlüsselerlebnis, dass er dichtete, die Regierung möge das Volk auflösen, sich ein neues wählen; während der Sekretär des Schriftsteller Verbandes Kurt Barthel Häme über diese Leute ausgießt. Darf man diesen Menschen eine *Sau* nennen?

Und dabei fällt mir eine Logik ein, die wir uns gerne zu eigen machen, wenn es denn sein muss: Nicht der todkranke Patient ist an seinem Ableben schuld sondern der sich verweigernde Spender eines entsprechenden Organs. Der nämlich wird schief angesehen, wenn er nicht zustimmt, dass man ihm im Falle eines Koma ein Organ aus dem lebenden Körper – sonst ginge es nicht – reißen wird.

Und zurück auf das vorher Gesagte: Muss ein Volk seine Vertrauenswürdigkeit gegenüber der herrschenden Klasse beweisen? Und nicht umgekehrt? Und - ist das in unserer Demokratie nicht gegeben? Nein? Mitnichten!

Hier höre ich mit meiner Philosophie auf, ich käme doch nur ins Schwätzen...

Also, der Jan war gut angekommen, so gegen 17⁰⁰; gut um bei Helligkeit das Haus aufzumachen, die Koffer hinein zu tragen, den Wagen in die Garage zu fahren, einmal durch den Garten zu streifen, um sich auf die Arbeiten für den morgigen Tag vorzubereiten. Ich konnte mir das alles vorstellen. Und um die Katze.....

Nein, erst einmal rief mich der Jan an, am anderen Morgen, er war gut aufgelegt, das Wetter war schön, nun – sonst wäre er wohl auch nicht gefahren.

„Und die Katze...?“

„Oh, ja, die gibt es immer noch. Sie hat sofort mit bekommen, dass ich es sein muss, der da angekommen ist. Sie sitzt auf der gegenüberliegenden Straßenseite (Feldweg eher), schaut, miaut, so als wollte sie sagen: 'ich habe Hunger, ich bin schon wieder schwanger, kannst du mir nicht etwas geben?' Und ich schaue, überlege, pfeife „thiiiiuhittt“ durch die Zähne, und da kommt sie angelaufen, springt auf den Brunnendeckel, lässt sich streicheln. Ich gebe ihr etwas. Und dabei fällt mir ein, Katzen können rechnen!“

„Hm?“

Und dann erzählt mir der Jan eine kleine Begebenheit

„Pass auf, meint er. Normalerweise gibt ihr die Franziska morgens etwas, das ist okay. Aber danach will ich sie nicht mehr sehen, ich verscheuche sie, was sie aber nicht davon abhält, gelegentlich dennoch zu kommen, sich auf den Brunnendeckel zu setzen, und durchs Fenster die Franziska zu beobachten mit dem Hintergedanken, doch noch etwas zu bekommen. Manchmal lässt die Franziska sich erweichen und gibt ihr etwas. Sobald die Türe aufgeht, springt die Katze ihr entgegen...“

„Ja, und, dazu bedarf es nicht so viel oder?“

„Nein, nein, warte. Wenn aber sie die Franziska beobachten kann und gleichzeitig die Türe aufgeht, dann weiß sie, dass das nur ich sein kann, obwohl sie mich nicht sehen kann. Also nimmt sie die Hinterpfoten unter die Vorderpfoten und sucht schleunigst das Weite...“

„Und Du meinst, das sei Intelligenz? Das ließe den Schluss zu, Katzen könnten rechnen? Oder kommt das noch etwas?“

„Nein, das ist alles. Das, meine Liebe, ist hochgradige Mathematik, diese Kombinatorik fällt unter den Begriff *Bool'sche Algebra*. Nie gehört?“

*

Und dann hatte er abends auf der Terrasse gesessen, der unter gehenden Sonne zugeschaut; er war ein bisschen *beschickert* vom Cidre, den er all abends zum Abendessen trank, und hatte philosophiert, wie er sich denn zu verhalten gedenke ob seiner diversen OperationsNachsorgen.

Der Darm, der nicht ganz so funktionierte, wie er erhofft hatte, dafür funktionierte die *Urologie* besser als erhofft. Da hatten diese Arslöcher nicht nur erkannt, dass Blase und Dickdarm zusammen gewachsen waren obwohl die vom ihm bildhaft dargestellten Bläschen im Urinstrahl ihnen hätten das sofort melden müssen, auch der schwache Urinstrahl als solcher hätte ein Anzeichen sein können, dass die Blase sich nicht entleeren kann, weil sie vom Darm daran gehindert wurde. Dreiviertel Jahr hatten sie gebraucht, um seine Eigendiagnose zu akzeptieren.

„Abgefückte Arslöcher...“, nannte er sie laut sprechend. Er war ungerecht, aber schließlich hörte ihm keiner zu, und so konnte er seinem Unmut einmal freien Lauf lassen.

Und dann beruhigte sich der Jan wie von einer göttlichen Hand gestreift, und sein Innerstes sagte ihm: „Jan, hör zu. Leben Dein bisschen Leben. Mach' Dich nicht verrückt. Dir geht es jetzt gut. Vergiss die Sorgen, vergiss den Arzt, die Ärzte. Wenn sich ein Problem meldet ist es früh genug, sich dort sehen zu lassen. Wenn es zu spät sein sollte, akzeptier' das. Gesund ist, wer nicht an seine Krankheit denkt.“

Und dann trank der Jan noch einen Schluck auf seine Gesundheit, nahm sich vor, wie ihm durch sein Unterbewusstsein geheiß, und genoss die letzten Minuten des Abends.

Er wachte gegen sieben Uhr auf. Aufgeräumt, zufrieden, glücklich, nahm er nach einer Dusche sein Frühstück auf der Terrasse ein – es war ein wunderschöner Tag, um mich anzurufen, mir seinen ausgeglichenen Zustand zu beschreiben.

Wiedersehen mit Conchita

Das Leben spielt die Streiche, die man zeitlebens gerne selber gespielt hätte. So läuft der Jan in einem Kaufhaus in die Arme der Schwester der Conchita. Keine Chance auszuweichen – fehlte nur, dass er mit der Nase zwischen ihren Brüsten aufwacht.

Sie kennt ihn, aber sie weiß nicht, wie er heißt. Sie erinnert sich an ihn als einen Freund ihrer Schwester.

Jan stellt sich vor. Sie erinnert sich nun besser. Freut sich, Jan zu sehen, von ihm angesprochen zu werden. Kein Wort über sein Verhältnis zu Conchita, wie Jan schon befürchtet hatte. Schließlich hatte er sie entjungfert und dann alleine gelassen. Nun, das stimmt zwar nicht so, aber für einfache Leute wird da ein Schuh draus. Nein, der Conchita gehe es soweit gut, ja, sie habe zwei Kinder, zwei Söhne, und ihr Mann, der Werner? (der sie von der Tanzfläche „gerupft“ hatte), ja, ja. Es sei alles sehr kompliziert, das Leben usw.. Sie weicht aus und Jan ahnt schon, dass etwas nicht stimmt. Dieser Werner war ein Vertriebsmensch, ständig unterwegs. Wem das gefällt, wer das sucht, der muss einen besonderen Geschmack vom Leben erwarten. Und Sie, Jan?

Jan erzählt im Telegramm-Stil, was er so gemacht hat, was ihm so passiert ist, und dass er glücklich verheiratet sei.

Man trennt sich mit guten Wünschen an die Lieben und natürlich an die Conchita, und dass sie, wenn sie denn wolle, und wenn sie denn mal Lust und Zeit habe, ihn doch anrufen möge. Jan nennt ihr seinen Wortort. Sein Name stehe dort im Telefonbuch.

Zeit vergeht, viel Zeit vergeht, aber dann der Anruf.

„Ja, hallo?“

„Hallo? Wer spricht denn dort?“ Eine raue, herbe Frauenstimme.

„Wenn möchten Sie denn sprechen?“

Alle Welt nennt sich am Telefon mit „hallo“, oder „pronto“ oder „oui“ oder „yes“ - nur in diesem kleinen Deutschland melden sich die Leute mit Namen.

„Sspräch iss mit Härrn Jan?“

Oh, das klingt aber komisch. Jan ist schon versucht, aufzulegen. Diese vielen lästigen Werbeanrufe haben ihn störrisch gemacht.

„Ja, am Apparat.“

„Ah, schön, iss bin Conchita, die Spanierin. Erinnern Sie sich....Du?“

Und da geht dem Jan das berühmte Licht auf. Aber nicht nur, es fällt ihm auch das berühmte Herz in die Hose. Aber es kommt ein erst etwas verkrampftes dann doch langes wie lockeres Gespräch zu Stande.

Der Jan schildert in aller Kürze seinen Lebenslauf und fragt, wie es ihr ergangen sei. Und die Conchita erzählt. Lang und breit, wie ihr Mann, der Werner, ihr geholfen hat, fit zu werden für eine

Tätigkeit als Verkäuferin in einer Modeboutique, wie sie erfolgreich war. Wie sie schließlich zwei Kinder bekommen habe...zwei Jungen. Der eine groß und stark...Groß und stark? War Jan's Vater nicht groß und stark gewesen? ...und etwas schüchtern... War er, der Jan nicht auch etwas schüchtern...? War das nicht eine Familienkrankheit? ... und der andere etwas zarter... Aha, vielleicht doch der Vater des Jungen, ein etwas hagerer, eher asketischer Mann...?

Dem Jan fuhr das Herz von der Hose in die Pantoffel (Mokassins wahrscheinlich).

Wie alt die beiden Buben denn nun seien? Der Jan wollte zurückrechnen. Klar!

Und dann nannte die Conchita eine Zahl, die nicht stimmen konnte. Der junge Mann war um vier Jahr zu jung für das Datum, das der Jan in Erinnerung hatte. Der Jan rechnete noch einmal nach und stellte fest: Nein, der Junge kann nicht von mir sein. Enttäuschung? Erleichterung? Beides auf einmal?! Und als die Conchita dann noch anmerkte, ja, der ältere Junge, oder besser doch, junge Mann, sei so groß und stark, dass er gelegentlich in einem Nachtclub aushelfe, da veränderte sich der Schwerpunkt von Enttäuschung auf Erleichterung.

Also war das ganze ein Missverständnis? Eine Einbildung? Hatte sie gar nichts damit sagen wollen, mit der Geste, vor Jahren, in dem sie auf den kleinen jungen zeigte? Den etwa zehnjährigen?, den älteren von beiden?, etwa elf Jahre nach dem *Geschehen*? Log sie vielleicht aus irgendwelchen Gründen?

Dem Jan war das jetzt egal. Er entspannte sich. Wurde gelassener. Fragte weiter, wie es ihr ginge, und erfuhr, ach, dass sie eine Operation an der Wirbelsäule gehabt habe, ja diese sei notwendig gewesen, weil ihr Bein schon ganz taub war. Dass aber die OP nicht erfolgreich gewesen war und wiederholt werden müsse.

Sie lieferte einen echten Fachbericht ab mit allen Fachbegriffen, dem der Jan eh nicht folgen konnte. Nun sitze sie im Rollstuhl und müsse pflegerisch versorgt werden.

Oh Herr, bleibt uns denn nichts erspart, dachte der Jan, und die eben wiedererlangte Verfügung über sein Herz versagte aufs Neue. Es tat ihm Leid. Aber was bedeutet das schon? Leid tun? Lindert das? Hilft das jemandem? Mit Ohnmacht ob des anderen Leid haben wir es zu tun.

Jan erkundigte sich, ob ihre Mittel ausreichten, um das Leben zu meistern, und erfuhr, dass ein Leid nicht selten allein kommt. Der Werner, der geliebte und verehrte Ehemann, dem sie gedient und dem sie zwei Kinder geboren habe, habe sie verlassen. Er habe ihr gesagt, er wolle leben, er müsse noch etwas leben. Er könne sich nicht damit abfinden, nur Ehemann einer kranken Frau zu sein. Er habe sich mit seinem Ersparten, vielleicht auch in der Vertriebsabteilung erschwindelten, frühzeitig nach Thailand abgesetzt....

Wenn ich einen Roman schreiben müsste, dann würde ich ihn in die *kick back* Geschichte mit den Verkäufern der Firma Motorenbau Süd, mit seinem Chef-Kollegen Robert Weichmann, anknüpfen.

Man muss wissen, dass es zu diesem Zeitpunkt für Kräfte im gehobenen Angestelltenverhältnis die Möglichkeit gab, sich früh, also im Alter von schon 56 Jahren in Rente schicken zu lassen. Und – dass von Vertriebsleuten regelmäßig Schmiergeld an die Einkäufer in fernen Ländern gezahlt wurde, wovon diese versucht waren, einen Teil für sich einzubehalten – *kick back* nannten sie das. Das Geld war einkalkuliert, so dass keiner geschädigt wurde. Keiner? Außer der Empfängerstaat der Motoren für delikate Spezialanwendungen. Aber in der Einkäufer-Kaste dieser Länder war das Gang und Gäbe, es gehörte zum Alltag dort. Und – verboten war es damals auch noch nicht. Der Jan weiß das sehr wohl. Erst später, nach 1998 wird die Zahlung von Schmiergeld ein Thema werden und mehreren Top-Leuten ihren Job kosten.

Und nun? - sei sie nun allein? Der Jan merkte, dass da jemand nach seinem guten Herz verlangte, Unterstützung wird erbeten wollen. Und ihm war nicht gut zu Mute. Wir sind alle keine Altruisten, wir werden weder so geboren, noch tun wir uns leicht, uns dazu zu erziehen. Auch der Jan nicht. Und so atmete der Jan auf, als die Conchita ihm sagte, nein, sie sei nicht bedürftig, sie habe neu geheiratet, einen guten Mann, etwas älter, geschieden, er habe Kinder, er habe einen Hof...., nein,

am Geld fehle es nicht. Und der Jan bekam den Eindruck, dass sie in ihrer Not einen Simpel gefunden hatte – das Beste eigentlich, was ihr passieren konnte. Aber wie sie diesen Mann kennengelernt hatte, obwohl sie doch schon lädiert war, das blieb dem Jan ein Rätsel; er wollte es auch nicht mehr lösen.

Und zurück nach Spanien?, würde sie das nicht in Erwägung ziehen? Zu ihrer Familie? Oh Gott, nein, niemals. Hier in Deutschland habe sie ihr Auskommen, ihre Pflege. In Spanien würde sie nichts haben. In ihrer Familie seien fast alle arbeitslos oder täten sich schwer. Nein, nein. Im Gegenteil, sie müsse ihren jüngeren Bruder noch unterstützen.

Ja, das war wohl der Zeitpunkt, dass der Jan sich unbewusst entschloss, sich von der Conchita innerlich zu verabschieden. Sie war ehrlich und aufrichtig; sie erzählte viel und anschaulich, nur – dem Jan war das alles zu viel.

Conchita hatte geredet wie ein Wasserfall. Und mit einem Mal wusste der Jan, woran diese Freundschaft auch gescheitert war: an der Oberflächlichkeit der Unterhaltung, der Diktion und der Selbstdarstellung der Conchita, vergleichbar einem hübschen Model, dass die ganze Zeit nur von sich redet. Franziska konnte zuhören – und ich? Ich auch!

Jan tritt in den Schützenverein ein

„Aber Jan, das ist doch gar nicht Deine Art, wie kannst Du denn so etwas machen? Das passt doch überhaupt nicht zu Dir!“

Er hatte mir mitgeteilt, dass er nun stolzes Mitglied eines Schützenvereins sei. Nie hätte ich das gedacht. Ja, er war mit seinem Freund Charly ab und zu zum Schießen gegangen, das wusste ich. Er hatte seine alte Flinte, na ja den Karabiner, von Frankreich wieder mit nach Hause genommen, weil er – dort – mittlerweile etwas hatte, das den Zweck erfüllte.

Seinen Zweck erfüllte? Gab er zu, dass er die Waffe dort zu seinem Schutz hatte; gab er zu, dass er dort in einer gewissen Angst lebte, und sei es auch nur in Unbehagen. Wie war das nur, als ich dort war? Er erschien mir nicht als ängstlich.

Ja, hatte er geantwortet, seit sein Freund Werner ihn dort besucht hatte und anmerkte, was er denn mache, wenn er überfallen werden sollte. Die Waffe war schon dort gewesen; er sagte dem Werner aber nichts darüber. Das macht man doch nicht, dachte er. Außerdem geht ihn das doch nichts an. Aber der Gedanke ging ihm fürderhin nicht mehr aus dem Kopf.

Charly hatte er kennengelernt im Krankenhaus während seiner Schlitzungsaktion. Charly war dort zur Behandlung eines ähnlichen Problems; die beiden hatten sich etwas angefreundet, gemeinsame Leiden verbinden bekanntlich.

Dass Charly Jäger war und Hilfsförster und dann auch noch die Franziska kannte, das verband erst recht. Jan, der in Kanada auf die Jagd gegangen war.

Die Franziska hatte dem Charly bei einem Ausflug mit dem Kulturclub gesagt, dass der Jan ein Gewehr habe und sicherlich gerne einmal zum Schießen mitgehen würde, d.h. dass sie sich das vorstellen könne. Und so hatte der Charly den Jan angerufen, ihn aufgefordert einmal mit zu gehen. Der Jan folgte der Einladung, einmal als Gast im Schützenverein schießen zu dürfen.

Es war Winter, es was saukalt, der Charly kam mit drei Gewehren, die er alle einschießen wollte. Unterbrach aber seine Mission bald, um dem Jan den Stand zu überlassen. Und die Munition?, fragte der Jan. Doch der Charly hatte Munition, selbst gemachte, das heißt, selbst geladene, das war billiger, und der Charly hatte Spaß daran, verschiedene Ladungen auszuprobieren.

Der Jan lud sein Gewehr mit fünf Patronen. Oh, der Charly war entsetzt und hieß ihn, die Patronen wieder herauszunehmen und das Gewehr mit nur einer zu laden.

Gut. Jan legte von einem Sandsack unterstützt an – schoss. Aber a) ist zielen schon schwer, und b) treffen noch schwerer. Ein weiser Spruch. Der Treffer war auf der Scheibe nicht zu erkennen. Der Charly wollte es wissen, nahm dem Jan das Gewehr ab, lud, legte an, schoss. 100m. Die Scheibe wurde nach vorne geholt, der Schuss war mal wenigstens auf der Scheibe, so zwischen Kreis sieben und acht. Immerhin.

„Weiß Du, Jan, eigentlich bringt das schon niemand fertig, drei Punkte überein zu bringen, von denen zwei in Reichweite einer Lesebrille liegen und der andere nur mit dem Fernrohr zu erkennen ist.“

Der Jan bekam noch ein paar Schuss, es wurde besser, er traf die Scheibe, ein Schuss ging ins Schwarze.

Dann widmete sich der Charly wieder seinen anderen Gewehren.

Schließlich hatte der Charly genug, blies zum Ende der Jagd. Man zahlte dem Verein den Standbeitrag für Versicherung und Nebenkosten. Und der Jan lud den Charly zu einem Bier in den Schützenkeller ein. Sie unterhielten sich über dies und das, über ihr Gemeinsamkeiten. Beide waren zur See gefahren – also, das verbindet schließlich auch noch.

„Weiß Du, Jan. Du solltest Dir ein Zielfernrohr zulegen, sonst macht das Ganze keinen Spaß. Ich habe zufällig noch eines, ein gebrauchtes. Ich könnte es Dir günstig montieren.“

Kosten? Keiner fragt nach Kosten. Doch, der Charly nannte ihm einen fairen Preis. Freunde, das ist es, was zählt.

Jan bekam sein Jagdgewehr mit Zielfernrohr.

Die Treffen wurde besser – mit vielen Einstellkorrekturen seitens Charly. Aber, der Jan näherte sich dem schwarzen Punkt in der Mitte – und das machte richtig Spaß.

*

„Und wo ist der Spaß, Jan?“

„Der Spaß? Wo ist der Spaß? Welcher Spaß? Stress, wenn Du willst. Stress. Es ist der Stress, den wir brauchen. Hast Du vergessen? Wir sind auf dieser komischen Kugel, um Stress zu haben, um uns zu entwickeln. Angeln? Freude? Roulette? Freude? Rennfahren? Freude? Skat spielen? Freude? Eine schöne Frau anbaggern? Freude? Nein, es ist der krankhafte Wille, ins Schwarze zu treffen. Wenn nicht jetzt, dann das nächste Mal – wissend, dass das gar nicht möglich ist. Und eben dieser Unmöglichkeit zum Trotz.“

Die garantierte Treffgenauigkeit einer Sportpistole liege bei ca. 2 Zoll bei 50 Metern. Man kann also gar nicht genauer sein – und trotzdem sei der Schütze unglücklich, wenn er *nur* dort einen Treffer landet und nicht direkt in der Mitte. Absurd.

„Warum soll das unmöglich sein? Robin Hood hat den im schwarzen steckenden Pfeil durch einen Schuss zweigeteilt – sagt mein Sohn.“

Es war nicht ernst gemeint, einfach so, um das Gespräch ein wenig aufzulockern.

„Ja, hat er. Photoshop macht's möglich. Es ist möglich, auf hundert Meter das Herz eines Reh's zu treffen, mit einem guten Gewehr – vielleicht. Wenn es brav stehen bleibt. Wenn es sich bewegt, ist der Jäger froh, wenn er es überhaupt trifft – das Reh. Jäger wissen Hunde zu schätzen – nicht wahr? Zum Suchen – nicht etwas zum Abtransport. Man bedenke, ein Gewehr ist die moderne Form einer Schleuder, weiter nichts.“

„Also schön. Aber Du könntest ja auch Wurfpeile werfen, auf einer Scheibe im Wohnzimmer. Das ginge doch auch – oder?“

Der Jan schaute mich an wie ein Auto, das sich beim Bremsvorgang zu überschlagen droht. Dann platzte er heraus mit einem unvorstellbar unbändigem Lachen. Ich höre ihn noch hier und heute und

muss erst einmal selber zu Ende lachen, bevor ich weiter schreiben kann.

„Gerlinde, das ist nicht fair. Pass auf. Ich habe mal eine Karikatur gesehen, ich glaube im Penthouse (er war mal Fan dieser Männerzeitschrift – gelesen, glaube ich, hat er darin wohl nie). Da sah man in einer Stierkampf-Arena den Stier und den Matador, den Killer. Nur, der Stier hatte den Matador so erwischt, dass der die Hose verlor, worauf hin nun der Stier den nackten Unterleib des mit seiner Verlegenheit kämpfenden Matadors sehen konnte, und – sich vor Lachen im Arena-Sand wälzte (man kennt diese lachende Kuh von dem gleichnamigen Käse!), wobei man sein ihm Gegensatz zum Matador prächtiges Geschlecht sehen konnte....“

Jan, oh, Jan. Ich stellte mir diese Szene vor. Das Penthouse möge mir dieses Plagiat verzeihen, die Karikatur muss umwerfend gewesen sein. Ich musste lachen. Der Jan hatte Recht. Eine Kleinkaliber Pistole, so diskutierten wir noch, ist eine arg gefährliche Waffe und im Zweikampf (der Herr möge solches verhüten) den großkalibrigen hinsichtlich Präzision bestimmt überlegen, aber wo mit laufen die Cowboys in unseren Filmen herum? Mit einer 45'iger, so schwer, dass ein Pferd darunter zusammen zu brechen droht. Gut, ich übertreibe, aber der Jan drückte sich so ähnlich aus. Also, alles Eindruck? Es wäre Zeit, mal unsere Lebensweise auf diese Philosophie hin zu überprüfen; vieles wäre überflüssig!

„Jan – hat es nicht auch etwas mit Verengung zu tun? Geistiger Verengung? Ich meine, wir sind alle bestrebt, unseren Gesichtskreis einzugrenzen, weil wir uns in diesem Bild wohler fühlen.“

„Verstehe ich nicht so ganz.“

„Denke an den Gottes-Begriff. Wir reduzieren die Geheimnisse des ganzen Universums auf eine Begriff und sind zufrieden. Oder?“

„Du meinst sicher, dass ein Vereinsleben einen von den Belangen dieser Welt fernhält und eine heimelige Welt vortäuscht, die es so nicht gibt?“

Ja, so ungefähr, sagte ich. Aber, nein, es war nicht so sehr sein Denkbereich, und es wäre unsinnig gewesen, weiter mit meinen Vernunft-Argumenten fortzufahren. Der Jan hatte die Limits seines Tuns begriffen. Da musste genügen. Eigentlich ging ihm doch, worum es bei allen Gruppensportarten geht: um ein gewisses Miteinander, ein bisschen Konkurrenz, einen Grund zu haben, um anschließend ein Bier mit den Kumpels trinken zu gehen.

„Alte Männer sitzen auf der Parkbank....miteinander!“

„Ja, das ist das Gleiche. Aber so alt bin ich doch noch nicht – oder?““

Und dennoch, ich bin sicher, ein bisschen Wild West wird schon noch dabei sein.

Ich versuchte es mit einem anderen Begriff: „Ist es vielleicht *Macht*, die ein Schütze anstrebt? Was denkst Du darüber?“

„Macht? Ja, vielleicht. Ich weiß es nicht. Männer sind seit eh und je mit Waffen befasst: der beste Stahl, die schärfste Klinge, die größte Reichweite, das schnellst Boot....“

Ja, richtig, wie konnte ich so dumm sein: „...die größte Beute die schönste Frau? - Ist das: Anerkennung!?“

„Ja, wahrscheinlich. Auf auch: die schönste Frau – der schönste Sex! Ja, so ist das wohl. Und das steckt in uns drin. Auch alte impotente Männer sind nicht davor gefeit. Übrigens. Ich denke: Anerkennung ist eine Unterordnung von Macht.“

Ich musste lachen.

„Warum lachst Du? Lachst Du mich aus?“

„Nein“, sage ich lachend, „ich erinnere mich, dass Du einmal gesagt hast: *der Katholizismus sei eine Unterordnung des Aberglaubens.*“

*

„Erzähl, wie geht das vor sich. Du gehst dort auf den Schießplatz, holst Deinen Karabiner aus der Tasche und schießt den Abend so lange, bis Du einmal ins Schwarze getroffen hast – oder?!“

„Na ja, so ungefähr. Man unterhält sich mit dem Schieß-Nachbarn. Beantwortet ihm die Frage, wie man an das Jagdgewehr gekommen sei. Erzählt, kommt ins Tratschen. Trifft sich anschließend beim Bier und Wurstsalat.“

Ja, so langsam begreife ich. Der einsame Jan, der alle Freunde abgeschafft hatte, benötigte etwas sozialen Kontakt und Herausforderung. Das Argument mit den Rentnern auf der Parkbank war vielleicht nicht so verkehrt gewesen.

„Sag. Wie kommst Du eigentlich an die Munition? Ich denke, Du darfst keine besitzen?“

„Nein, darf ich auch nicht. Noch immer nicht. Aber auf dem Schießstand darf ich. Ich lasse mir fünfzig Schuss geben, verfeuere sie oder nur zum Teil, geben den Rest zur Aufbewahrung in den Tresor. Kein Problem. Aber bald bekomme ich bestimmt die Erlaubnis, öffentlich welche kaufen zu können.“

„Und die wird nachgezählt, dass Du keine mit nach Hause nehmen kannst?“

„Nein, alles Vertrauens-Sache.“

Vertrauens-Sache in Sachen Munition. Wenn man bedenkt. Bei der Bundeswehr, so erzählte mir Jan noch, bekommt man drei Patronen ausgehändigt gegen Unterschrift, muss dann drei leere Hülsen zurück geben – gegen Unterschrift!

„Also, eine alles in allem lockere Handhabung? Und ein anderes Gewehr kannst Du Dir dann auch bald kaufen?“

„Nein, so einfach ist das nicht. Du musst erst einmal ein Jahr im Verein ein tätiges Mitglied sein, dann musst Du eine gewisse Sachkenntnis nachweisen, dann musst Du ein Bedürfnis nachweisen, und dann noch anerkannt psychisch stabil sein...“

„Ein Bedürfnis? Wie das?“

„Ja, klar. Du musst doch nachweisen, dass Du das Gewehr oder die Pistole benötigst. Entweder für die Jagd, oder zum Selbstschutz, oder als Wachmann, oder eben als Sport-Schütze.“

„Und Sportschützen haben ein Bedürfnis zu schießen?“

„Ja, so heißt es eben. Wenn Du ein Sport-Schütze bist, brauchst du ja wohl eine entsprechende Waffe. Sonst kannst Du ja den Sport nicht ausüben – oder? Soll ein Biathlet mit Steinen werfen?“

Seltsam. So langsam entwickelte sich bei mir ein Sensor, den ich so vorher nicht hatte. Ein Bedürfnis zum Schießen! Das muss man sich über die Zunge gehen lassen.

Ja, gut. Die Leute haben ein Bedürfnis, Waffen zu besitzen, sie entsprechend zu benutzen. Rein psychologisch. Das ist so. Der Leo wünscht sich nichts sehnlicher, als den von Karl May propagierte Henry-Stutzen zu besitzen. Schön.

Aber, auf der anderen Seite möchte der moderne Staat in Europa es dem Bürger nicht so gerne erlauben. Aus welchen Gründen auch immer. Er soll gehorchen, arbeiten gehen, Geld verdienen, sich bereichern, und was noch alles. Aber sich rüsten für einen Aufstand, das schon nicht. Ich empfehle hier für Interessierte, sich mal im Internet die wechselhafte Geschichte des Waffengesetzes anzuschauen, um festzustellen: Keine Logik – nur Politik! Und so ist es nicht verwunderlich fest zu stellen, dass unser derzeitiges Waffengesetz ein Überbleibsel des Waffengesetzes unter Einfluss der Alliierten 1945 zustande kam, und das in den 70' er Jahren angepasst wurde.

„Und wie beurteilst Du das ganze Gehabe um die Waffen? Scheint mir ja irgendwie blöde zu sein. So wie mit der Prostitution. Prostitution ist verboten, aber die Leute haben Bedürfnisse. Man kann

das nicht ganz unterdrücken. Also dürfen die, die sich das so wie so nicht verbieten lassen würden, mal in ein verbotenes Bordell hineingehen, aber nur – um sich dort mit den Damen einen Drink zu nehmen?“

„Gerlinde – Du hast es!“

Irgendwann später wird er mir sagen, dass das Schöne an solchen Vereinen sei, dass jeder glaubt, einen Neuling behandeln zu können als sei er sein kleinerer Bruder...

*

Wochen später spreche ich mit Jan über das allgemeine Treiben in solche einem Verein, und er erzählt mir, dass er pro Woche mindestens fünf neue Vereins-Kameraden kennengelernt hat. Wie soll das gehen, frage ich ihn, das klinge doch nicht logisch, wie oft er dort hin gehe?

Einmal die Woche, antwortet er, aber die Sache sei die: Es kommen stets neue Leute, leihen sich ein Gewehr, oder bringen ein eigenes mit, lassen sich eine Packung Munition geben, gehen an den Stand und verschießen z.B. fünfzig solcher Dinger. 9 mm-Munition z.B. kostet an die 20Euro. Wer, fragt er, kann sich schon leisten, da jede Woche zu kommen?

Und außerdem habe er festgestellt, dass der Reiz, eine solche Waffe in der Hand zu haben, rasch nachlässt. Ein Grund, warum viele einfach nur zur „Pflege der Kameradschaft“ kommen würden.

Er betonte den Begriff derart, dass ich nachfragte, und erhielt die Antwort, dass die Leute den Verein als Stammtisch nehmen: zum Bier trinken und Klönen – halt! Unsäglich manchmal, die Gespräche; aber es gäbe auch gute Themen und Leute, die etwas von der Sache verstehen, um die es dann geht.

In drei Wochen, jedenfalls, nehme er an einer Sachkunde-Ausbildung und Prüfung teil, eine Voraussetzung zum Erwerb einer Waffe.

Ich wunderte mich schon, er besaß zwei Langwaffen, wie er sie nannte: eine Jagd-Schrotflinte und einen Jagd-Karabiner.

Ja, ja, sagt er, das ist richtig. Aber, wie vorher schon erwähnt, lasse der Reiz, eine Waffe zu besitzen schnell nach, und man begehre eine andere, verschiedenere. Die müsse nicht stärker sein – aber eben anders.

Wie Kinder, die mit einem Spielzeug nicht auskämen?

„Genau so“, lachte mein Jan. Das ganze Schützen-Verein-Wesen laufe wohl darauf hinaus, dass sich die Leute mit Waffen versorgen, die sie eigentlich gar nicht brauchen, und die auch gar nicht für präzise Schüsse gar nicht geeignet sind, wie z.B. Leos Henry-Stutzen - und dass alles dem Staat zum Trotz, der eigentlich die Waffennarrheit begrenzen möchte:

- Zu erst müsse man ein Jahr lang in einem Verein sein und mit einer fremden Waffe schießen; dass alleine versaut den meisten Leuten schon das Interesse.
- Dann müssten sie die berühmte Sachkunde nachweisen, das sei so ein Mikro-Jagdschein oder vielleicht doch besser nur das Auswendiglernen des Waffengesetzes, ein total verschrobener, verkorkster, unlogischer und verschwurbelter Gesetzestext, den man seiner Meinung nach mit einem einzigen Satz ersetzen könnte. Aber ein Recht erwürbe man damit noch lange nicht.

Welcher Satz das sein könne, wollte er mir nicht beantworten. Es hätte mich auch gewundert. Bei seiner Liebe zur Verkomplizierung würde das sicher ein langer geworden werden?

- Dann schließlich müsse der Anwärter auf eine eigene Waffe ein Bedürfnis nachweisen. Das heißt, er muss bescheinigt bekommen von seinem Vereins-Verband, dass er regelmäßig (!) an Wettkämpfen teilnimmt, also nicht nur trainiert!, wie Jan beobachtet hatte. Aber, wenn er das alles durchgehalten habe, dann habe er die Narrenfreiheit, dann könne er

sich jedes halbe Jahr eine neue Waffe kaufen, ohne ein Bedürfnis mehr nachweisen zu müssen.

- Schließlich muss er einen geeigneten Tresor für die Unterbringung der Waffen anschaffen und nachweisen; und sich in Baden-Württemberg gefallen lassen, dass unangemeldete Kontrollen stattfinden.

So kommen dann die vielen Waffen in die Schränke und der Hang, gelegentlich mal zum „Trainieren“ zu gehen. Was für einen Staat haben wir da eigentlich? Welche Logik steckt dahinter? Überhaupt eine? Vielleicht doch nur Chaos? Oder Angst?

Jan zeichnete ein schönes Bild: In Portugal würden die Stiere in der Arena ja nicht getötet. Die Portugiesen sein ja keine Spanier. So würde der mehr oder weniger leicht verletzte Stier nach seiner „Vorstellung“ mittels einer Herde Kühe erst beruhigt und dann aus der Arena begleitet. Und so müsse man wohl die Aufgabe der Schützen-Vereine sehen, in deren Mitte der Waffennarr erst von seiner Schießwut befreit und dann sanft in der Gemeinschaft aufgenommen würde.

*

Um einen Schritt weiter zu kommen beim Erwerb der Erlaubnis, sich eine Waffe zu kaufen, zusätzlich zu seinem Karabiner und seiner Flinte – er schwärmt für einen KK-Henry-Stutzen, also einem Unterhebel-Gewehr, nimmt Jan an einer Sachkunde-Ausbildung bzw. -Prüfung teil. Drei Abende à 4 bis 5 Stunden.

Erster Abend:

Vorlesung in Form von Dia-Projektion von Fragen und Antworten hinsichtlich Interpretation des Waffengesetzes. Man muss das hier nicht wiederholen, man kann das Gesetz ja im Internet nachlesen. Aber einige Dinge scheinen mir schon interessant zu sein.

So schüttelt der Jan – sichtlich durchs Telefon – den Kopf über solche Absurditäten wie:

zur Erwerbung einer Waffe muss der Schütze ein Jahr lang Mitgliedschaft in einem Schützen-Verein sein, dort mindestens an 18 Tagen eine Schießtätigkeit nachgewiesen haben, und sei es auch nur ein Schuss mit einem Luftgewehr, er muss dann einen Antrag stellen, in dem er sein Bedürfnis nach einer Waffe vom Verein sowie vom Schützenverband bescheinigt wird, d.h. seine Teilnahme an Schieß-Wettkämpfen. Wenn ihm das bescheinigt wird, dann darf er sich jedwede Waffen kaufen, deren Wettkampf-Eignung vom Verein bescheinigt wird. Es gibt aber praktisch für jede Waffenart-Art und -Kaliber eine Wettkampf-Disziplin.

Hernach kann dieser Schütze sich jedes halbe Jahr zwei neue oder gebrauchte Waffen seiner Wahl kaufen, ohne auch nur ein Bedürfnis nach zu weisen. Und obendrein soviel Munition, wie in seinen Keller oder in seinen Munitionsschrank passt.

Auch für Jäger gilt diese Großzügigkeit.

Jäger oder Schützen, die eine Erlaubnis zum Nachladen von verschossener Munition haben, können drei kg Pulver und bis zu 50 kg Hülsen und Geschosse geliefert bekommen.

Während Schützen ihr Gewehr oder ihre Pistole streng abgeschlossen und von der Munition getrennt transportieren müssen, ist es einem Jäger erlaubt, sein Gewehr geladen auf dem Rücksitz zu transportieren, vorausgesetzt, er befindet sich innerhalb seines Jagdgebietes oder in unmittelbarer Anreise.

„Jan, das stinkt aber sehr nach Lobby-Gesetz.“

„Das stinkt noch darüber hinaus. Da wird eine ganze Nation verarscht. Die einen sind bewaffnet bis an die Zähne, die anderen *bekommen einen Blutsturz, wenn in ihrer Gegenwart eine Waffe ausgepackt wird* (Originalton des Waffenexperten und Vortragkünstlers). Das Gesetz ist dem Gesetzgeber vollkommen über den Kopf gewachsen. Da sind soviel Widersprüche und Lücken, das es einem graut.“

„Hast Du immer noch keine Angst vor Deinen Kumpels? Man hört ständig von irgendwelchen blutigen Missbräuchen?“

„Nein, eigentlich nicht. Gerlinde, die Waffen schießen nicht. Die Autos machen keinen Unfall – in der Regel wenigstens nicht. Der Golfball, das Messer, 220Volt Strom im Hause. Hast Du schon einmal daran gefasst? Als kleiner Junge habe ich bei der Abwesenheit meiner Eltern auf den Tisch gestellt, eine Birne aus der Küchenlampe heraus geschraubt, und hinein gefasst. Ich wollte wissen, was das ist, was diese Lampe zu Leuchten bringt. Da kannst Du Gesetze machen, so viel wie du willst. Man muss Menschen aufklären – fertig.“

Meine Eltern hatten sich vor ihrer Badewanne im Keller einen kleinen elektrischen Heizofen gestellt. Ich bin vor Schreck fast aus den Pantoffeln gefallen. Wenn Du die Bürger behüten willst wie die Kinder dieser bekannten Hubschrauber Eltern (blöder amerikanischer Begriff für Mütter, die wie Hubschrauber alles überwachend über ihre Kinder kreisen), dann wird eine Nation noch blöder, als sie eh schon ist.“

„Denkst Du an freie Waffengesetze wie in den USA?“

„Auch in den USA sind die Gesetze nicht homogen. Haben wir gelernt. In einigen Staaten darf man offen eine Waffe tragen, aber wehe du trägst sie verdeckt; dann bist du reif. In einigen Staaten sind sie ganz verboten wie in Washington DC. Die Gesetze obliegen dort den Staaten, wie bei uns auch.“

„In Europa?“

„Ja. Die Länder haben ihre Hoheit über das Gesetz abgegeben. Ist wohl gut so.“

„Und die Prüfer? Werden das dieselben sein wie *Vortragskünstler*?“

„Ja, klar. Die nehmen auch die Prüfung ab. Ja. Warum?“

Tu nicht so dumm, wollte ich ihm schon sagen. Es ist überall dasselbe. Jan hatte mir erzählt, dass er mangels freier Plätze an der Fachhochschule Essen sich mit noch drei Praktikanten aus seinem Jahrgang an der Fachhochschule Gießen beworben hatten. Sie seien alle vier durchgefallen, obwohl alle das Fachabitur in Essen gemacht hatten. Und bei den Gießener Absolventen des Fachabiturs gab es keinen einzigen Ausfall. Das hatten sie so beobachtet.

Überall prüfen Lehrer ihre Schüler und nennen das am Ende staatlich anerkannt. Eigentlich ein Witz. Nur bei der Fahrprüfung habe ich das anders erlebt; da prüfte der Technische Überwachungsverein.

„Ja“, bestätigte der Jan noch einmal, „die sind so freundlich. Sie liefern dir einen Katalog, der die Vorlesung begleitet, und darin sollst Du ruhig vermerken, dass diese oder jene Frage wichtig sein wird.“

Oh, oh. Aber wahrscheinlich würde es uns an Fachleuten aller Art mangeln, wenn die Prüfung von unabhängigen Gremien vorgenommen würden.

Zweiter Abend:

Der zweite Abend fing interessant an:

Wenn hier jemand bemerkt, dass er die Grünen wählt, kann er sofort nach Hause gehen. Diese Vögel wollen uns das Schießen verbieten. Besonders diese Frausowieso, die ganz bunte, die läuft doch tatsächlich mit 'ner Kanone in der Handtasche 'rum, und uns will sie die Waffen wegnehmen. Wieso die mit Knarre 'rumläuft? Die darf das. Jeder Abgeordneter, der will, der bekommt einen Waffenschein – ohne sich überhaupt sachkundlich machen zu müssen....“...du und ich, wir bekommen nie einen Waffenschein...Wir sind nicht gefährdet...!“

„Ist das wahr, das mit der Frau?“

„Gerlinde, das weiß ich nicht. Das wird so gerüchteweise erzählt. Vielleicht ist es ja nur eine Verleumdung?!“

Aber dann ging es richtig los. Unterricht zweiter Teil.

Notwehr: Nach §...sowieso, BGB, Notwehr ist, wenn, und in Notwehr handelt, wenn....und wird nicht bestraft....

Dann: Nach §...sowie, StGB, Notwehr ist, wenn...., und in Notwehr handelt, wenn....und wird nicht bestraft....

Das sei alles richtig, aber man solle nur nicht glauben, dass der sich mit einer Waffe Wehrende nicht bestraft würde. In den meisten Fälle bedürfe es den Gang durch die Instanzen, um irgendwann anerkannt zu werden. Warum? Frag nicht so dumm. Studiere Psychologie, dann kommst Du irgendwann dahinter...

Und dann erinnerte der Jan sich an seine Militärzeit. Grundausbildung, in der ersten Zeit kein *Landgang*. Nach ein paar Wochen der Beobachtung, ob jemand würdig war, die Marine im Volk zu vertreten, gab es beschränkten Landgang unter Auflagen:

An der Pforte musste mindestens ein § über Notwehr, Bürgerliche Pflichten und weiß über was alles noch, aufgesagt werden. Kam der Soldat ins Stottern, konnte er sich wieder in der Schlange hinten anstellen.

Diese Schikane, diese Demütigung, diese Willkür, die hat der Jan zeitlebens nicht vergessen können.

War das hier auch so? Auswendiglernen und Vergessen anstelle Besprechen der Inhalte und Verinnerlichen des Sinns dieser Paragraphen? Dieser Test, ob der Kandidat die genügende Unterwürfigkeit besitzt, die Würde des Erfolgs genießen zu dürfen?

Nein, weiter vertiefen wollten die beiden Experten dieses Thema nicht, da sie nicht genügend geschult seien für dieses Thema. Instruierende Juristen hatten sich schon schwer getan, ihnen die Grundzüge zu erklären.

Nächstes Thema, Gebrauch von Seenot-Signalen. Mein Gott, denkt der Jan, wo bin ich denn hier, ich wollte eigentlich nur die Erlaubnis erwerben, mir irgendwann ein KK-Gewehr kaufen zu dürfen, und nur, um auf einen Schießstand schießen zu können?

Nächstes Thema: Standaufsicht. Also die Kontrolle über die Schützen auf dem Schießstand: Ständige Anwesenheit einer Aufsichtsperson auf jedem Schießstand-Abschnitt, also jeweils bei 100 Meter, 50 Meter und 25 Meter; bei Pinkelpause der Aufsichtsperson unbedingt „....Stop mit Schießen, Waffen entladen und ablegen...“. Kein Rauchen auf dem Schießstand, kein Alkohol- oder Drogenkonsum, usw. Und der Jan denkt, wenn die die Gepflogenheiten meines Vereins kennen würden, dann müssten sie diesen Schießstand sofort schließen. Aber die Jungs kannten den Verein uns seine Limits, ohne darüber befinden zu wollen.

Eine kleine Pause, dann Verteilung der Prüfungsfragen, ein kleines Heftchen. Sie werden etwa eine Stunde brauchen, um alle Fragen mit multiple-choice Charakter zu beantworten.

Und tatsächlich: *Notwehr ist, wenn, und in Notwehr handelt, wenn....und wird nicht bestraft....*

Man möge diesen Satz ergänzen! Peng. Aber der Jan kann sich nicht an den Satz in Gänze erinnern. Er könnte ihn mit seinen eigenen Worten beschreiben. Aber wer will schon etwas vom Jan wissen? Man möchte genau das hören, was man vorher vorgetragen hat. Unglaublich, denkt der Jan. Wie bei der Großmutter, die konnte die ganze Glocke von Schiller noch im 80-igsten Jahr aufsagen, ohne jemals begriffen zu haben, was denn der bekloppte Schiller damit sagen wollte.

„Probleme Jan?“

Alle duzen sich hier. Das ist Gesetz.

„Ja, habe ich. Ich kann mich nicht mehr an den genauen Wortlaut erinnern...“

„Jan“, sagt der Experte, der ehemalige Feldwebel, „überleg' doch mal. Welche gegenwärtigen

Möglichkeiten gibt es denn da?“

Gegenwärtigen Möglichkeiten? Gegenwärtigen Möglichkeiten? Verdammt, ja richtig, das kommt in diesem Satz irgendwo vor. Der Jan nickt, sagt irgendetwas von einem Bier beim nächsten Mal, der Herr Ex-Feldwebel lacht, und geht. Der Jan hört diese Anmerkung noch ein paar Mal an diesem Abend.

Und auf dem Nachhauseweg fällt dem Jan ein, dass er diesen Zirkus schon einmal erlebt hat. Montreal in den siebziger, eineinhalb Tage Lehrgang und Prüfung, um eine Erlaubnis zum Jagen zu erwerben. Nein, nicht zum Kauf eines Gewehres, nein, die Leute dort sind freie Bürger. Nein, zum Jagen, und zwar, wie einer den beiden Instruktoren bemerkt, damit die Leute keine modernen Schrotpatronen in alte Waffen stecken, und außerdem sich nicht gegenseitig in die weißen Socken schießen, weil sie die für einen Hasen halten. Der Jan besteht die Prüfung mit Bravour, der höchsten Punktzahl von allen, auf französisch, das er nur bedingt beherrscht. Aber wie soll man diesen Erfolg genießen können, wenn man zwischendurch gefragt wird, woher man komme, und auf die Antwort die Frage erhält, wo dieses *Allemagne* denn in den USA befindet. Wir sind halt auf dem Lande. Bauernbuben, die jagen wollen. Intellektuelle versagen sich solch einen primitiven Sport.

Dritter Abend

Dem Jan laufen die Augen über beim Betreten des Schulungsraums, nun gut, der Verein-Kneipe. Ein Tisch für etwa 20 Personen gedeckt mit Waffen:

Langwaffen, Kurzwaffen, alte Waffen, neue Waffen, Büchsen, Flinten, Revolver, Pistolen. Kleinkaliber, Großkaliber, Übergroßkaliber: 0,5“ = 12,7mm aus einer Pistole abgeschossen. 20 mm sind gut für Bordkanonen von Flugzeugen...!

„Was ist **das**?“

„Ein *Slug*-Gewehr.“

„Hm?“

„Ja, damit stoppen die Cops Lastwagen, die nicht anhalten wollen. So ein Slug (ein Bolzen Kaliber 18 mm aus einer Schrotflinte verschossen) ist in der Lage, den Grauguß-Körper eines Motors zu zerstören...“

„Und? Gibt es da etwa eine Disziplin? Kann man die als Sportwaffe erwerben?“

„Joohh.“

Die Experten verteilen die korrigierten Prüfungsunterlagen zur Kurzeinsicht. Der Jan hat drei Fehler: bestanden. Dumme Fehler. Der Jan erinnert sich an den Originaltext.

Die Waffen werden vorgestellt, erklärt, das Baudatum der Originale, die Kaliber, die Anwendung, die Limits. Und dann geht es los mit dem praktischen Teil. Nein, die Theorie sei nicht so wichtig, danach fragt dann später kaum einer mehr – es sei denn, man habe Probleme als Aufsichtsperson, zu deren Ausführung man dann ja berechtigt sei; aber den praktischen Teil, den Umgang mit den Waffen, das wollen sie drillmäßig üben. Also linke Hand, rechte Hand, Hebel hier, Hebel da, Zielen, abdrücken ohne zu verreißen, Entladen, Waffe mit offener Kammer ablegen. Danke, noch einmal, damit es sitzt.

Bis alle durch sind, 11 Leute, einige haben aufgegeben, sind 90 Minuten um.

Kleine Pause, man geht zum 'Schießen.

In den folgenden 90 Minuten schießt jeder mit drei Revolver, zwei Pistolen und drei Langwaffen, je fünf Schuss. Und wer nicht perfekt ist, wird korrigiert und muss nach üben.

Nein, sie lassen keinem durchgehen, eine für den Nachbarschützen gefährdende Haltung oder Handhabung einzunehmen.

Zurück in den „Instruktions-Saal“. Verteilung der Urkunden unter einem „...Herzlichem Glückwunsch, Jan...Alles Gute...“

Danke Heinz und Franz, ihr geht bestimmt in die Geschichte ein.

„War das der Aufwand wert, Jan? Der Stress?“

„Weiß ich nicht. Ich weiß ja gar nicht, ob ich mir wirklich noch einmal eine neue Waffe kaufen werde. Egal. Das war eine kleine Herausforderung für mich. Ich verspreche Dir, die letzte in meinem Leben...“

Wirklich, Jan? Fühlst du dich so alt? So nahe am Ableben?

Er wird das eine oder andere Mal noch zum Schützenhaus gehen, sich eine Waffe ausleihen und Munition erwerben, zum Schießstand wackeln und seine fünfzig Schuss abgeben, ohne dass es jemanden interessiert. Er wird feststellen, dass es keinen Spaß macht, mit einer geliehenen Waffe zu schießen, die jemand anderes nach dessen Bedürfnissen verstellt hat.

Er wird feststellen, dass es keinen Spaß macht, den Wettkampf nur gegen sich selber zu führen. Ein Jahr soll er sich praktisch in die Ecke stellen, bis sie genügend Informationen beieinander haben, um seine psychische Stabilität zu testen, um den Antrag auf Erwerb einer Waffe zuzustimmen. Einige Anwärter haben, wie er hörte, den Antrag abgelehnt bekommen – ohne Begründung. Gesichtskontrolle könnte man das nennen. Oder auch Willkür. Kein fachmännisches Gutachten, was vielleicht auch nicht besser aber doch frei von Willkür wäre.

Aus der Psychiatrie kommt hier keiner 'raus ⁽⁷⁾, die Polizei verhaut die, die sie schützen sollte ⁽⁸⁾, Recht bekommt nur, wer es sich leisten kann, unabhängige Untersuchungen im schweren Krankheitsfall gibt es auch nicht, uns so weiter und so weiter, und dann noch dies: das Gericht verurteilt sich wehrende Opfer⁽⁹⁾!

Nein, sollen sie sich doch selber wählen bei der nächsten Wahl: Kein Kreuz nicht für schwarz, nicht für grün, nicht für rot und auch nicht für gelb, sein ehemaliger Favorit.

*

Da nimmt der Jan all' seinen Mut zusammen und setzt sich zu den Veteranen an den Tisch. Es ist Sommer, man sitzt draußen bei einem Bier, nein, bei einem Radler, denn es gilt Alkoholverbot am Schießstand. Ein kleiner Mann bleibt im in Erinnerung, graue wellige Haare, vor ihm sein Köfferchen mit seinem Jugendtraum, eine 37'er Magnum, sechs Schuss Trommelrevolver, verschlossen. Das war der Klaus. Nennen wir ihn so. Und da ist noch einer, schlank, groß, hartes, profilloses Gesicht, ohne eigene Waffe, heute. Nennen wir ihn Willi.

Klaus, so alt wie der Jan, und etwa 20 Jahre jünger der Willi.

Die beiden vorgenannten unterhalten sich über einen Kunden vom Willi, der die Ausführung einer Arbeit wünscht, von dem die beiden der Meinung sind, dass sie im Ansatz hart an einem Versicherungsbetrug heranreicht, weil – nun eben – die Artikel, die bei einer Überschwemmung zu Schaden kamen, allesamt keinen Wert mehr gehabt hätten... usw..

Irgendwann kommt das Thema auf den Jan, der doch da die Sachkunde-Prüfung jetzt bestanden habe, ja, das hätten sie ja alle machen müssen, sie die sich halt ein Gewehr hätten kaufen wollen. Aber ob das denn so sinnvoll gewesen sei, diese beiden Buben, dieser Heinz und dieser Franz, die da erst einmal mit dem Auspacken all' ihrer Waffen die Zeit vertun...

Nun, sagt der Jan, er habe das wohl auch so empfunden, aber er denke, er habe von dem Lehrgang schon profitiert; er denke, dass ein jeder einen solchen Lehrgang absolvieren sollte, bevor er den Schießstand betritt, jedenfalls habe er, der Jan, eingesehen, die Rüge verdient gehabt zu haben, als er selber es an Respekt für die Waffe und seiner Umgebung hat fehlen lassen, während er die Waffe „hinter den Linien“, also hinter den eigentlichen Schießständen, geladen hatte.

Da schaute der Willi ihn an, sein hartes Gesicht wurde noch härter als es eh schon war, und seine

schmalen Lippen schienen noch enger werden zu wollen, als er sagte: „Wer so etwas tut, der verdient, dass man ihm die Waffe abnimmt und ihm links und rechts ein paar um die um die Ohren haut. Und dann nach Hause schickt.

Erstaunt, der Jan, dass er auf solch intolerante Leute trifft, bemerkt, dass er sich eigentlich gar nichts dabei gedacht habe, schließlich habe er die Waffe so gehalten, dass ein möglich brechender Schuss in die Decke gegangen wäre.

Es war der Ton dieses Will, der in störte, und für einen Augenblick schien sich dieser Mann in einen Mann in Uniform zu verwandeln, mit zwei Runen auf den Schultern....

Bin ich hier wirklich richtig?, fragt sich unser Freund

*

„Habt Ihr nicht“, fragt er einen älteren Herrn, „für meine Schrotflinte etwas zu tun? Ihr sollt eine illustre Gruppe zum Tontaubenschießen haben?“

„Ja, ja, das ist richtig. Woher weißt Du?“

Alle Duzen sich hier, groß und klein, arm und reich. Dick und dünn. Am Schießstand herrscht gepflegte Freundschaft – man weiß ja nie....

Jan wusste, wen er da vor sich hatte: den ersten Vorsitzenden des Vereins, klein, drahtig, wortfreudig.

„Ja, da waren zwei ältere Clowns bei mir, unangemeldet, die wollten überprüfen, ob ich meine Gewehre ordnungsgemäß versorgt habe. Und dabei bemerkte einer, dass es schade wäre, so eine schöne Waffe ungenutzt im Schrank stehen zu haben, und machten auf Euch aufmerksam.“

„Ja, schön, was hast Du denn für eine Flinte? Doppelflinte horizontal oder vertikal?“

Ach Gott, eine horizontale, eine Entenflinte, zwei Abzüge für je einen Lauf eine, im Gegensatz zu einer Bockflinte, die mit einem Abzug geschossen wird, und wohl auch bessere Zieleigenschaften besitzt.

„Ja, dann merk dir das Datum...“ sowieso „wir sind dort angemeldet mit ein paar Leuten, du kannst da noch dazu kommen. 14^{oo} pünktlich.“

Es folgte eine Wegbeschreibung zu einem externen Schießstand, da sein Verein über keinen Tontaubenschießstand besaß.

Pünktlich 14^{oo} war der Jan zur Stelle, er hatte den Platz gefunden mit Müh und Not. Schießstände befinden sich in Tälern, abgelegen. Dieser befand sich in einer Schlucht, als wollte man sich gegen Feinde verstecken. Anmelden, klar. Und nun verstand der Jan: Es war ein Benefiz-Wettschießen mehrerer Vereine mit erhöhtem Kostenaufwand.

Einen Augenblick überlegte der Jan, ob er *kneifen* solle. Jan hatte irgendwann mal die Gelegenheit gehabt, zu schießen, konnte sich so gut wie nicht daran erinnern. Aber das verbat er sich bald.

Er begrüßte die Gruppe mit Handschlag, beklagte seinem kleinen Vorsitzenden, dass er eigentlich zum Üben gekommen sei, nicht zum Wetteifern. Aber der zuckte die Schultern.

Jan war nicht der erste, klar, die ersten fünf waren schon angetreten, standen sozusagen in den Startlöchern, unter ihnen die Abschussrampe, dahinter die Schlucht: gut 100 Meter Niederwald, dahinter Tannenwald. An sich eine schöne, idyllische Anlage. Ein schöner Unterstand nahm mittels einfachen Bänken die Wartenden auf.

Der Auftakt: Der erste Schütze zielte mit dem Gewehr auf den Punkt, an dem die Tontaube, also eine leicht zu zerschießende Friesbie-Scheibe, startet, und zwar in einem möglichen Winkel von +/- 45°, so dass es nicht allzu leicht ist, sie zu erfassen, zu folgen, sie zu überfahren und zu *erschießen*.

Jan war froh, dass er noch ein oder zwei Mannschaften von sich hatte, um die Prozedur studieren zu können. Nicht ist wichtiger im Leben, als etwas nachmachen zu können. Das wissen schon die

kleinen Kinder – ohne Anleitung.

Der erste Schütze hatte seine Chance: kein Treffer, der zweite: kein Treffer, der dritte: kein Treffer, dann ein Treffer (...ahh..). Dann wieder keiner.

Wechsel. Der erste geht auf Platz zwei, und so weiter. Zwölf Schuss-Chancen. Alle Schützen besaßen eine Bockflinte, also etwas Professionelles. Nur Jan schien eine einfache Entenflinte zu haben.

Man kann lange herum reden, irgendwann ist die Zeit Reif und der Jan wurde aufgefordert, Aufstellung zu nehmen. Stumm, gespannt begibt sich der Jan in Position; er weiß nun, wie der Hase läuft, nun muss er nur noch treffen. Schießen kann jeder, nur.... Er weiß das.

Und dann ist auch schon die Schussfolge an ihn:

Flinte auf den Abflugpunkt richten, „hopp“-sagen, und schon geht die Scheibe ab. Der Scheibe folgen und überfahren und abdrücken – peng: Nicht getroffen. Der nächste.

Der nächste Durchgang, der gleiche Fehler. Nichts getroffen.

Zwölf Durchgänge. Der Jan tut sich schwer, den zweiten Schuss auszulösen. Zeigefinger und Mittelfinger gleichzeitig einzusetzen, das verbietet sich, da war ihm auf der Jagd in Kanada aus Versehen beide Läufe abgegangen, was einen *Mordsrückschlag* tat und doch keinen Sinn hatte.

Die Scheibe flog naturgemäß einmal geradeaus, einmal nach links, einmal nach rechts. Nur – sie flog wohin sie wollte. Man musste sie irgendwie erfassen. Irgendetwas stimmt nicht, denkt der Jan. Du bist so schlecht, dass kann gar nicht sein. Er hatte zwar beobachtet, dass die in Jägerkleidung auftretenden Mitkämpfer auch nicht gut waren, eine kleine pummelige Jägerin hatte neben dem Jan Platz genommen und beklagte, dass es gar nicht gut laufe – heute. Aber so schlecht wie er waren sie auch wieder nicht. Der Atlas des Vorstandvorsitzenden hatte acht von zwölf, der Herr Vorstand immerhin sechs von zwölf.

Irgendwann bei den Durchläufen, wohl gegen Ende, bemerkte der Jan, dass er auch das linke Auge offen gelassen hatte, um einen besseren Überblick über sein *Gefechtsfeld* zu bekommen, und – tatsächlich, er erfasste das Ziel früh, konnte dem Folgen, und – peng, er traf die gottverd.... Scheibe.

Herr im Himmel, der Jan war froh, einen Treffer erzielt zu haben. Einen von zwölf.

Ein ziemlich mitleidiges Lächeln traf ihn, als er sich zu seinen Kollegen begab.

„Hat du einen Choke?“, fragte ihn jemand Berufenes. Er meinte wohl weniger den Jan als das Gewehr.

Einen Was? Einen Choke? Ein Choke ist im allgemeinen eine Verengung. Aber davon hatte der Jan noch nichts gehört. Mein Gott, war er ein Greenhorn.

„Nein“, antwortete der Jan Ehrlichkeit halber, und in der Stimme lag so etwas wie: „...was ist das?“

Noch ein Lächeln, der Mann begriff. „Na, ja. Der Choke sitzt im vorderen Teil des Lauf, also am Ende (tolle Logik: am Austritt der Kugeln). Diese Verengung bewirkt eine Konzentration der Schrotkugeln. Insbesondere beim zweiten Schuss ist das wichtig, sonst ist bei der größeren Entfernung die Streuung zu groß.“ Aha!

„Also, Deinen einen Treffer kannst du ruhig als Doppeltreffer verzeichnen.“ Aha.

Und dann hatte der Herr Vorsitzende auch noch einen Rat: „Ich habe beobachtet, du hast nur jeweils einen Schuss abgegeben...“

„Ja“, sagt der Jan, „ich weiß, ich komme nicht so schnell vom ersten zum zweiten Trigger. Bis ich umgeschaltet habe, ist die Scheibe zu weit weg.“

„Klar, du musst den Zeigefinger abgleiten lassen. Frag die Jäger, die können das...“ Verdammt. Aha.

Die Zeit verging mit Diskutieren und Beobachten und irgendwann kam der zweite Durchgang.

Aufstellung, Zielen, beide Augen offen halten, hopp und folgen, überfahren und peng: getroffen.

Der Jan ist selig. Der erste Schuss des zweiten Durchgang: getroffen. Und mitten im Durchgang, die Scheibe startet in einem Winkel von 45° nach links, was dem Jan vorkommt, als flöge sie direkt zur Seite, folgt er der Scheibe relativ lange, trifft sie nicht; er lässt den Zeigefinger abgleiten, findet den zweiten Trigger, drückt ab, das Ziel noch immer im Visier, und – peng, getroffen.

„Toll gemacht“, entfährt es dem *Übungsleiter*, dem freundlichen älteren Herrn, der sich um alles kümmert, eben auch um das Auslösen der Wurfmaschine.

Ja, sieben Treffer von zwölf Schuss, einen Treffer weniger als der Chef-Atlas, ein Treffer mehr als der Chef selber. Nun erhält der Jan eine kleine Anerkennung. Und der Jan ist zufrieden. Ja!, ein bisschen glücklich sogar. Ein für ihn selten gewordenes Gefühl.

Könnte ihm Spaß machen, diese blöde Ballerei, selbst mit seiner Entenflinte.

*

„Sag, Jan, es ist aber eindeutig, dass Du kein eindeutiges Verhältnis zu diesen Schützen-Vereinen hast. Du bist zu ungereimt, um ungeteilte Freude daran zu haben. Wie das?“

Mich interessierte dieses Thema, schließlich hatte ich auch so einen kleinen Waffennarr im Hause, wenngleich er zur Zeit mit anderen explosiven Geschossen beschäftigt war. Der Großvater, ein passionierter alter Jäger, hatte ihm seinen Wunsch erfüllt, noch eher er den Karl May lesen konnte, in dem sein berühmter Henry-Stutzen auftrat: ein Unterhebel-Luftdruck-Repetier-Gewehr, gerade richtig, um im Hause des alten Witwers über zwei Kellerräume hinweg auf ein Ziel zu schießen. Der alte Mann hatte, um seinen einzigen und überaus geliebten Enkel eine Freude zu machen, oder besser, um ihn etwas stärker an sich zu binden, erst eine starre Zieleinrichtung und später dann eine leicht bewegliche gebastelt, so dass der kleine Mann tatsächlich auf einen beweglichen Hasen schießen konnte. Es hatte beiden Spaß gemacht, und das Ziel war erreicht, er, der alte Mann, bekam halt des öfteren Besuch von seinem Enkel.

„Nein, wirklich nicht. Das ganze System gehört auf dem Prüfstand und überarbeitet. Ließ mal das Waffengesetz, Du kannst das aus dem Internet herunterladen, dann siehst Du, wie verworren das ist, und genau so sieht es in den Vereinen aus: Eine Mischung aus Sport-Schützen, Waffen-Narren, Stammtisch-Freunde, Langweilern. Ich würde das alles überarbeiten wollen...“

Und dann erzählte er mir eine kleine Anekdote von einem Schützenabend. Er war zu seinem Schützenhaus gefahren, hatte sich im Büro, das auch gleichzeitig den Waffenschrank und den Munitionsschrank enthielt, angestellt, bis ihn der Sportwart fragte: „...und was willst Du?“, über seine Lesebrille blickend wie der alte Johannes Gutenberg in einem Animationsfilm – freundlich drein blickend, wie man einen kleinen Jungen ansieht.

„Ach“, antwortet der Jan, „ich würde gerne mit einem Unterhebel-Gewehr schießen.“

„Und was für'n Kaliber? Zweiundzwanziger, fünfundvierzig Colt? Dreisiebenundfünfziger? Vierundvierzig Magnum? - Oder was?“

„Ach“, wiederholte der Jan etwas zögerlich, leicht linkisch grinsend über seiner geringen Ahnung über Kaliber, „ich war noch nie in größerer Verlegenheit als jetzt...“

Und er sagte das so leicht daher, dass alle im Raum Befindlichen lachen mussten. In der Zwischenzeit könne er vielleicht schon einen kleinen Vortrag halten über die verschiedenen Kaliber; jedenfalls würde es reichen, einen 12-jährigen zu beeindrucken.....

Er ließ sich eine Zweiundzwanziger geben. Genau .22lfr wie lfr für *long for rifle*, ließ sich ein Päckchen Munition geben, und begab sich zum 50 Meter Schießstand.

Dort stand er nun neben anderen Kleinkaliber-Schützen, zwischen Großkaliber-Schützen, und verballerte seine fünfzig Schuss, ohne irgendeinen Kontakt zu einem Nachbarn zu haben, mit dem er hätte seine Erfahrung oder seinen Spaß hätte teilen können. Keine Aufsicht. Jeder führte dort

seinen *Privat-Krieg*, genau so, wie diese total verblödeten amerikanischen Ballermänner im Freien versuchen, aus einem Kessel eine Wäschetrommel herzustellen.

„Weißt Du, das System gehört reformiert. Es sollte aufgeteilt werden in Bogenschützen und Luftgewehr Disziplin, Tontauben-Schützen, und Sport-Schützen. Und da genügt es, wenn mit dem KK-Gewehr geschossen wird.“

„Oder Pistole?“

„Genau so. Dann kann man den Sportschützen mehr Freiheiten einräumen, muss sie nicht so gängeln – wie Untertanen.“

„Und Großkaliber würdest Du aber nicht abschaffen wollen – oder?“

„Nein, schon nicht. Aber das ist eine ganz andere Kategorie, das sind andere Leute, das sind Ballermänner, keine Sportschützen....Die schweren Pistolen, 9mm und aufwärts, würde ich im Clubhaus einschließen. Man nimmt als Wassersportler sein Kajak auch nicht mit nach Hause.“

Jan machte Anstalten, noch etwas sagen zu wollen; er überlegte.

„Weißt Du?...Du weißt doch, es gibt Liebe und Sex. Die haben nur bedingt etwas miteinander zu tun. Sportschießen, ich denke, das ist Liebe. Du brauchst dazu keinen Ballermann, Du willst Dich konzentrieren, einen Schuss landen, einen Erfolg haben, das kannst du mit einem Kleinkaliber, sogar mit einem Luftgewehr oder besser noch mit einem einfachen Bogen à la Robin Hood. Die großen Kaliber, das ist Bordell, das ist unbefriedigter Sex, das ist...Krieg, Töten, Verschrecken, Verjagen, Du machst Eindruck durch das Geräusch, nicht durch Präzision...“

Jan hatte sich mal wieder in Rage geredet; er sah mit unguuten Gefühlen, dass die Leute Waffen horten.

„Entschuldige, unsinnige Vergleiche, wahrscheinlich. Ist so ein Gefühl. Aber bei den Großkalibern wäre ich dann schon darauf bedacht, dass sie anderen Voraussetzungen unterliegen, z.B. denen von Jägern und anderen Waffenträgern. Dieses Sammeln von jedwedem Waffen, sie einschließen, die Lust daran verlieren, die nächste Waffe kaufen, Waffenschränke füllen, das hat ja etwas Idiotisches.“

Ja, offensichtlich müssen wir Abstand nehmen von dem Gedanken, bei uns sei der Waffenbesitz in besseren Händen als bei den Amerikanern, die sich **noch** leichter eine Waffe besorgen können. Der Unterschied liegt sicher in der gesellschaftlichen Struktur. Ein Beispiel möchte ich hier zu diesem s Themas noch anbringen:

Man stelle sich vor, man sei bei Freunden eingeladen und einer von vielen, sehr vielen. Hat jemand in dieser Gesellschaft Angst, von irgendjemandem mit dem Messer verletzt zu werden? Kaum. Nun stelle man sich vor, man sei Teil einer Kneipengesellschaft irgendwo im Rotlicht-Millieu. Na – fällt einem da etwas auf?

*

Etwas zu diesen Vereinsunwesens

Ich weiß nicht, ob ich dieses Thema nicht schon irgendwo angeschnitten hatte. Aber wenn irgendetwas auch auf den Prüfstand gehört, das ist es das Vereinswesen bez. deren Satzungen, oder besser das, was da hinter den Kulissen vor sich geht. Nun – was soll da schon vor sich gehen?

Wo drei Deutsche zusammen kommen, da gründen sie einen Verein. Aber das meinen nur die Deutschen; in andern Ländern ist das nicht anders. Und diese symbolischen Drei machen, was sie wollen.

Nehmen wir einmal eine JahresHauptVersammlung.

Gequatsche, Gequatsche, Gequatsche des Vorstandsvorsitzenden, dann schließlich der Vorgang: Die Entlastung des Kassenwarts.

Der, aufgefordert, dem „Volk“ die Einnahmen und Ausgaben zu erklären, wirft mit Hilfe eines Beamers Diagramme und Listen auf eine Leinwand. Holperig und unter Atemnot kommen dann kleine, für den aufmerksamen Betrachter unbefriedigende Erklärungen. Schließlich und endlich die Saldierung: Es verbleibt zum Jahresende noch etwas in der Kasse. Kleiner Ausblick in die Zukunft, was denn da an Ausgaben noch geplant ist.

Und dann die Frage ans „Volk“, ob man nun den Kassenwart entlasten könne?

Und dann geschieht es. Es hat in den Reihen der Versammlung doch einen, einen einzigen, einen, den man nie in den Vorstand wählen würde, weil man ja per eigenem Recht die Leute vorschlagen kann, die man gerne in den Vorstand gewählt haben will (bei den politischen Parteien ist das ja wohl auch so), also dieser, der aufsteht und eine Frage stellt. Man spürt plötzlich, wie alle gleichzeitig die Luft einsaugen, die Lungen sich füllen, und – au bout du souffle – es still wird, dass man einen Zahnstocher fallen hören könnte, bevor alle gleichzeitig die Luft ablassen, weil der nur wissen will, wo denn das Geld vermerkt ist, dass von dem verpachteten Restaurant eingebracht wird.

Immerhin, der Kassenwart weiß keine Antwort; wenigstens nicht sofort.

Er schaut den Vorstandsvorsitzenden an, der begreift, dass es kein drumherum mehr geben kann, fordert den Kassenwart auf, die Summe zu nennen, und zu bekennen, dass diese Summe unter der Rubrik „Diverses“ verbucht sei.

Ja, noch eine Frage?

Ja! Wo denn die Einnahmen aus den Standgebühren vermerkt seien. Dazu muss man wissen, dass offiziell jeder eine Standgebühr entrichten soll, der sich vor dem Schießen im Büro meldet, seine diesbezügliche Anwesenheit in eine Liste einträgt, wodurch er einen gewissen Versicherungsschutz erhalten soll. Diese Art wird in den Vereinen verschieden gehandhabt.

Ja, natürlich, diese Einnahmen firmieren auch unter der Rubrik „Diverses“.

Ob man nun den Kassenwart entlasten kann?

Klar doch. Ist ein netter Kerl. Alle heben die Hände. Vorgang abgeschlossen.

Und so, wahrscheinlich, geht es dann beim ADAC auch zu. Nein, das weiß ich nicht, lieber ADAC, ich stelle mir das nur so vor.

Jan bekommt seinen ersten gewünschten Revolver

Ja, Jan schießt sich wie wild in die Eintragungsliste des Vereins. Mindestens 18 Schieß-Begebenheiten muss er nachweisen, um am Ende eines Jahres des Antrag zu stellen, dass er eine Waffe benötigt. Welche, erst erst einmal egal.

Und – das Jahr ist um. Jan ist Vollmitglied, darf sich eine Waffe kaufen. Was für eine? Er weiß es eigentlich nicht. Der Bezug zu Waffen hat sich während dieses Jahres relativiert, will sagen, ziemlich normalisiert. Jetzt, wo es es darf, ist der Druck, der Wunsch, sich eine Waffe zu leisten, gering geworden. Und den persönlichen Wert für ihn kann er auch nicht mehr so recht erkennen. Kommt er doch in den Schützen-Verein, meldet sich dort an, lässt sich eine Waffe geben, eine Vereinswaffe, die Munition dazu, bezahlt seine Standgebühr, geht zum Schießstand, richtet seine Schießscheibe ein, fährt sie nach hinten, richtet dort seine Waffe her, zielt schießt, lässt die Scheibe kommen, betrachtet den Schuss, nimmt sich vor, besser zu zielen, oder einen besseren Abzugspunkt zu finden, und verlässt nach Versorgung der Waffe wieder den Stand. So what?

Einen Freund, mit dem er ein Schwätzchen machen könnte, oder gar hinterher ein Bier trinken könnte, hat er in dieser Zeit kaum gefunden. Jan fühlt sich zu alt, zu wenig gewünscht, zu uninteressant in diesem Club. Es gibt in diesem Gebäude einen Schießstand für Luftgewehre, den hat er noch nicht gesehen. Keiner hat ihn jemals dort herum geführt.

Und der Jan fragt sich, ob er diesen blödesten aller Sportarten nicht aufgeben sollte. Nein, sagt er sich dann, das stimmt ja auch nicht. Bogenschießen, Tontauben-Schießen, das sind ja alles wirkliche

Herausforderungen. Und Scheiben-Schießen? Nun, manche sehen darin eine Art Meditation.

Gut, gut, gut. Der Jan geht sich die einschlägigen Angebotsseiten im Internet an – und, er findet doch Gefallen an dem Besitz eines Revolvers. Ach, sagt er sich, Kaliber .22lfb soll erst einmal reichen. Das Geballere der „3'57'er oder gar der 45'er Kanonen ist doch nicht so sehr sein Ding. Auf 25 Meter das Schwarze zu treffen, also innerhalb von 14cm zu bleiben, ist schon eine große Herausforderung. Offensichtlich sind diese Dinger doch eher zur Abschreckung gedacht, als zum Treffen. Was die Westernhelden da alles veranstalten – ist doch nur Mummpitz.

Also, per vorgedrucktem Antrag auf Bescheinigung eines „Bedürfnisses zum Besitz einer Waffe zwecks sportlichem Schießen...“ lässt der Jan sich eine Unterschrift von seinem SchützenMeister geben. Einen Stempel, auch fürs Schießbuch. Und dann schickt er diesen Antrag nebst Bescheinigung über die bestandene WaffenSachkundePrüfung und einem Scheck (nichts auf dieser Welt ist gratis) an den SportSchützenBund des Landes. Und tatsächlich, die Unterlagen kommen nach einer guten Woche unterschrieben und abgestempelt zurück.

Ob der Jan glücklich ist? Noch nicht.

Er fährt zum Landratsamt, und die Dame, die ihm am Telefon bestätigt hatte, er könne zu jeder Zeit ins Zimmer sowieso kommen, empfängt ihn freundlich, und stellt ihm nach Prüfung seiner Unterlagen, WaffenSachkundePrüfung (noch einmal), Unterlagen des SportSchützenBundes, Rechnung über den geforderten WaffenSchrank, und Bezahlung der Gebühren den gewünschten Eintrag in die WBK, die WaffenBesitzKarte.

Und dann die Bestellung der Waffe, die er sich im Internet ausgesucht hat. Einfach so. Die Waffenverkaufende Firma bittet ihn, die Unterlagen und schicken, und bestätigt die Bestellung. Die Waffe soll in zwei, drei Tagen geliefert werden.

Und dann entdeckt der Jan etwa an ihm, dass er nicht für möglich gehalten hatte: er wartet auf die Waffe wie ein kleiner Junge auf Weihnachten. Er kann es kaum ertragen, diese Tage abzuwarten. Kindisch, sagt sich der Jan. Warum ist das so?

Und dann kommt die Waffe, und der Jan ist aufgeregt wie ein kleiner Junge bei der Bescherung! Warum nur ist das so?

Jetzt kann es losgehen – mit der eigenen Waffe. Der Jan wird sehen, ob ihm das nun mehr Spaß machen wird. Oder skeptischer ausgedrückt, wie lange sein Interesse anhalten wird.

No challenge – no fun

"Sag' mir, Jan, soviel Aufwand. Hast Du denn etwas Essentielles dabei mit genommen?"

„Ja“, antwortet der Jan, etwas nachdenklich, „ich glaube, ja! Ich glaube, dass das in dich gesetzte Vertrauen der Verantwortlichen dir eine hohe Verpflichtung auferlegt, mit der Waffe verantwortlich umzugehen...“

Ja, schön, Jan. Aber wir haben es auch schon anders erlebt.....!

Wenn Ingenieure schießen

dann fragen sie sich, wie kann ich denn meinen Schießerfolg besser beobachten?

Auf 100 Meter oder weiter muss jedes mal die Scheibe elektrisch zurück transportiert werden. Man staunt, wo soll denn der Schuss hingegangen sein? Der Vorgang dauert ca. 2 Minuten. Schließlich taucht er irgendwo auf; aber ich weiß nicht, warum er dort und nicht anders wo gelandet ist.

Auf 50 Meter kann man ein gutes Spectiv ansetzen, ein Einäugiges Fernglas auf einem Stativ mit veränderlichem Zoom. Dazu muss ich aber behalten, wo die alten Einschüsse lagen.

Auf 25 Meter benötigt man dieses Spectiv genau so, es kann aber etwas preiswerter sein.

Auf 10 Meter kurbelt man die Scheibe von Hand hin und her.

Das Problem ist bei allen gleich: Wo war der letzte Schuss?

Also, was nun hat der Jan zu bieten?

Visierung durch Einsatz einer Laser-Patrone?

Gibt es schon. Das Problem ist nur, dass diese Dinger nicht ausgereift sind. Zum einen taugen die Knopbatterien nichts, sie erschöpfen sich schneller, als man einstellen kann. Zum anderen werden sie in die Patronen-Kammer eingesetzt, die aber nicht notwendiger Weise mit dem Lauf fluchten muss.

Nein, eigentlich ganz einfach. Wenn ein Polizist auf einen Menschen schießen muss, dann sieht er sofort ob und wo er ihn getroffen hat, nämlich anhand seiner Reaktion. Aber so zynisch will der Jan eigentlich nicht sein, aber dieser Gedanke half dem Jan bei seiner Überlegung. Wie kann ich sichtbar machen, wo der Schuss gelandet ist. Ideal wäre es, wenn das frische Schussloch für einen kleinen Augenblick aufleuchten würde, dann hätte der Schütze die Abweichung unmittelbar für seine Erfahrung nutzen.

Also, dienlich wäre zum Beispiel ein Sandsack mit einem aufgemalten Mittelpunkt. Die eindringende Kugel für etwas von dem Sand an der Stelle hinaus sprühen, wo sie gerade eingeschlagen ist. Das geht natürlich nur bedingt. Ein paar Schuss und der Sack wäre hinüber. Nein, wir bedienen uns einer Sandwich-Scheibe: Zwei Scheiben hintereinander und dazwischen ein mit feinem weißen Mehl gefüllte Ansammlung von Mikro-Säcken. Du kennst doch das genoppte Verpackungsmaterial? So ähnlich.

Gut. Toll. Und wenn Du das gleiche Loch zum zweiten Mal triffst?

Der Jan lacht: Na, dann bist Du Robin Hood, und der schießt eh einer Fliege im Flug das gewünschte Auge aus.

Schön. Könntest Du das nicht anmelden? Wäre das was?

Gerlinde. Du weißt doch, Patente sind wie Kunstschatze und Aktien etwas für reiche Knöpfe. Kluge Leute erfreuen sich an ihrer Idee!

Bist'n Kluger – mein Jan.

Und elektronische Erfassung?

Gibt es. Wahnsinnig teuer. Ist für Wettkämpfe geeignet, hat die gleichen Nachteile für den Schützen, die Anzeige ist nicht unmittelbar, hat den Vorteil, der Schütze kann seinen letzten Schuss bewerten.

*

Jan, was ist eigentlich aus Deiner Idee geworden, ein Steuersystem zu kreieren, das eine Kriminalisierung der Bürger ausschließt?

Nichts. Tut mir Leid. Mir schwebt immer noch der Gedanke vor Augen, dass es möglich sein muss, dem Staat zu geben, was des Staates ist, und dem Bürger zu geben, was des Bürgers ist: Angstfreiheit vor der Willkür des Staates.....

Du gibst auf?

Nein, das nicht. Ein Gedanke wäre, dass der Staat anstelle der Einkommensteuer einfach Geld druckt.

Das führt zu Inflation!

Ja, klar. In dem Maße, wie der Staat den Bürgern die Steuer erlässt. Sie bezahlen so ihre Steuern.

Das wird nicht alle freuen. Man müsste als paar Jahre eine neue Währung ausgeben.

Das ist ein Grund dafür, dass es nicht akzeptiert würde; der andere ist, dass die Bürger mit geringem

Einkommen, ja wollen, das die Bürger mit höherem Einkommen ihre Steuern progressiv entrichten, obwohl sie ja die Profiteure wären.

Jan meint damit, dass der Zahnarzt erheblich billiger würde. Aber für den kleinen Mann kommt ja bekanntlich das Geld von der Bank.....

Jans Erfahrungen mit dem Standdienst

Die erste und vorletzte Standaufsicht

Nun ist es in einem Schützenverein so, dass während der Schießzeiten ein Standdienst von Nöten ist. Jemand, der seine Ausbildung an der Waffe mit der berühmten Waffen-Sachkunde-Prüfung abgeschlossen hat, passt ähnlich einem Kindermädchen auf, dass kein Unbefugter auf dem Stand ist, dass Kinder von Schützen nicht gefährdet werden aber auch niemanden sonst gefährden, dass die Waffen ordentlich gehandhabt werden usw..

Jan betritt den 25-Meter Schießstand mit seinem „Agenten-Köffchen“ im Rucksack, jede Menge Leute sind dort schon an ihren Ständen. Etwas freudig, etwas bekloffen sieht sich der Jan nach einem freien Platz um.

„Bist Du Jan?“, eine Stimme von rechts, ein junger Mann, hoch gewachsen. Er kennt den Jungen, der immer etwas zu laut, zu selbstsicher auftritt. Jan mag ihn nicht, diesen von einem älteren Vorstandsmitglied eingebrachten und gesponsorten.

„Ja“, sagt der Jan.

„Du hast heute Standdienst auf dem 50-Meter Stand.“

Dem Jan verschlug es den Atem. Konnte das sein. Da war ein Aushang, den er studiert hatte. Und sein Termin war erst in zwei Monaten fällig. Der Jan bemerkte dies, Erschrockenheit in seiner Stimme.

Der junge Mann holte sein IPAD, oder wie das Ding hieß, aus der Hosentasche, tippte ein paar Mal, und konnte dem Jan die Liste zeigen.

„Kann ich nicht lesen“, bemerkte der Jan, „aber wenn Du das sagst, dann wird das wohl stimmen. Übrigen habe ich die Liste studiert und meinen Namen für heute nicht gefunden.“

„Guck, hier...“

„Weiß Du was? Ihr habt die Liste in weiße und graue Balken aufgeteilt; und die grauen Balken kann man kaum lese Schwarz auf Grau. Hochintelligent.“ Der Jan war stinksauer.

„Ich schon.“

„Ja“, bemerkte der Jan, „Du bist auch ein heller Kopf. Aber dann bin ich viermal dieses Jahr auf der Liste, d.h. Viermal vier Stunden, weiß Du, das ist mir zu viel. Ich werde mich ab nächstes Jahr zu den Passiven zu gesellen.....“

Es gab noch ein kurzes Geraune hin und her, dann verabschiedete sich der Jan und ging zurück zu seinem ihm angedienten 50-Meter – nicht jedoch, ohne seinem Freund Josef 5 Päckchen 9mm Patronen auszuhändigen. 5 Päckchen von 20 Päckchen à 50 Schuss, die man halt in dieser Menge erheblich billiger bekommt, als würde man sie im Verein erwerben.

Tatsächlich, auf dem Stand waren zwei junge Leute, Anfang 20 mit einem Gewehr K98 beschäftigt, großes Kaliber. Jan stellte sich vor, wie er hieße und das er Standdienst habe, fragte nach ihrer Vereinszugehörigkeit und ihren Kenntnissen im Umgang mit dem Gewehr.

Nein, sie seien Gäste und wollten hier etwas schießen, der Herr Sowieso, also der Chef, habe ihnen das Gewehr und die Munition gegeben, sie kurz instruiert, und nun wollten sie die Munition verballern.

Also, wenn der Chef der Meinung ist, der Vorsitzende, der Oberschützenmeister, dann wird das wohl okay sein. So machte sich der Jan daran, seine Waffe auszupacken um mit seiner 6“-STI auf 50 Meter zu schießen. 50 Meter für diese Waffe dürfte eigentlich kein Problem sein; schließlich hieß es in der Beschreibung der Waffe:Genauigkeit auf 50 Meter: Durchmesser 2“! Natürlich nicht freihändig sondern eingespannt, so dass von einem Schuss zum nächsten der Lauf garantiert in der selben Position war – egal, wo die Schüsse lagen.

Und der Jan schoss, und traf – erst einmal – Nichts. Verdammt.

Auf 25 Meter saß der Schuss bei dieser Visier-Einstellung mal immerhin im Schwarzen, d.h. Innerhalb von 20 cm. Wieso finde ich die Zielscheibe von 50 x 50 cm nicht wieder?

Er probierte alles aus, schließlich stellte sich heraus, er schoss zu hoch. Zielte er nach ganz unten, traf er das Ziel ca. in der Mitte. Egal, ob links oder rechts vom schwarzen Mittelfeld, schließlich ist die Hand kein Schraubstock.

Warum, denn das nur?

Denken, denken, denken. Überlegen. Die Geschoss-Geometrie vor Augen. Und schließlich sah er seinen Fehler vor Augen. Die Waffe war eingestellt auf 25 Meter „Strich“, d.h. sie visiert die untere Tangente des schwarzen Mittelfeldes an, um in der Mitte zu treffen. Das wird deshalb so gemacht, weil der untere Punkt des Feldes noch einen Kontrast zwischen Kimme und Korn zulässt. In die Mitte zu zielen, heißt diesen Vorteil nicht zu haben.

Nun ist die Ballistik in diesem Fall so, das die Kugel über diese 25 Meter hinaus noch weiter ansteigt und so das Ziel auf 50 Meter ganz oben oder gar darüber hinaus trifft.

Dann kam der Chef. Hallo Jan. Hallo, Chef.

Jan, eigentlich darfst Du hier nicht schießen, Du hast Aufsicht.

Stimmt, Chef, Aber die Jungs dort sind ja gut eingewiesen von Dir, die machen das richtig gut, und außerdem darfst Du hier nicht rauchen!

Der Chef lachte. „Sag, triffst Du denn da etwas auf 50 Meter?“

Doch, der Jan hatte mittlerweile ein paar Einschüsse im Schwarzen vorzuweisen, eine zehn war sogar dabei. Zufall, klar, bei dieser Streuung.

Jetzt wurde es Zeit, dass der Jan „sei' Sach“ einpackte, es kamen endlich Schützen. Richtige Schützen. Amateur-Profis. Männer, die ihr Gewehr mitbrachten, ihre Munition. Sich auf dem Stand wie selbstverständlich einrichteten, Kaliber 357 oder 45 mit einem Henry-Stutzen verballerten, eine K98 handhabten, das berühmte Gewehr aus dem Ersten Weltkrieg, oder gar Kaliber 223 mittels eines Sturmgewehres. Letztere freihändig, Treffer-Quote innerhalb 14 cm geschätzte 90%. Nein, diese Jungs musste man nicht beaufsichtigen, da konnte man nur neidisch zuschauen.

Schließlich war genug geschossen und es entspann sich eine Diskussion unter den Leuten; es war die Zeit, als Amokläufer, Attentäter und Terroristen das Land in Unsicherheit versetzten.

„Jetzt wollen die Idioten schon wieder das Waffengesetz verschärfen; ich bekomme einen solchen Hals...“, und er deutete an, wie dick er hätte sein müssen. Der Jan fand das eher lustig.

„Diese Politiker nehmen jeden Furz zum Anlass, das Waffengesetz zu verschärfen. Die wollen die Waffen ganz weg haben aus Privathand. Sie denken, sie müssten damit den verdammten Grünen das Wasser abgraben. Diese Idioten...“

„Ja, Rudi, das ist ja richtig“, meldete sich einer, „aber denkst Du nicht, dass es auch gute Gründe dafür gibt? Schließlich haben sie das Alter für den Besitz von Handfeuerwaffen auf 25 Jahre herauf gesetzt und keiner meckert.“

Und dann hatte auch der Jan etwas zu melden: „Ich habe zwei Halbwüchsige mit Migrationshintergrund beobachtet, wie sie sich im Waffengeschäft nach zwei Samurai-Schwertern erkundigten. Als sie sie aber nicht bekamen, sind sie erkennbar unmutig hinaus gegangen.“

„Die sind frei erhältlich ab 18 Jahren. Du kannst Dir auch eine Axt im Baumarkt kaufen und die

Leute erschlagen....“

„Ja, kannst Du. Aber zum einen ist 18 Jahre ein gefährliches Alter und außerdem ein solches Schwert eine perfide Waffe; ein junger Mann kann sich damit in einen Bluttausch versetzen und einen ganzen Marktplatz leer fegen. Ich meine, dass man das Alter dafür herauf setzen sollte, oder diese Dinger ganz verbieten – was macht jemand mit solch einem Schwert?“

„Die verdammten Roten haben uns das eingebrockt, ich sag's Euch“, meldete sich ein anderer, „die haben das Volljährigkeitsalter herab gesetzt, einzig um mehr Wählerstimmen von jungen Leuten zu bekommen, die naturgemäß links wählen.... Jetzt haben wir den Salat.“

Und dann meldete sich der Rudi wieder: „Ich sag' Euch, Waffen haben in der Hand von Leuten mit Migrationshintergrund überhaupt nichts verloren. 50 % dieser Leute pfeifen auf die deutschen Gesetze, leben nach der Scharia. Ich sage, die Integration ist aus dem Ruder gelaufen, und wenn mich dann jemand Rassist oder gar Nazi nennt, dann bin ich aber stinkig.“

„Sag, Rudi, wenn Du dafür bist, dass die Jungs ein Samurai-Schwert erwerben können, warum darf ich dann keinen Revolver – ich meine, einen ganz kleinen, nicht führen, um mich und vielleicht auch andere zu verteidigen....?“

Und so redeten sie noch eine Weile, ohne dass sich der Jan noch einmal zu Wort meldete, verheimlichend, dass er den Besitz eines Sturmgewehres, Kaliber 223, 100 Meter/Sekunde Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses, in Privathand auch für unsinnig hielt, wenngleich es nicht für Dauerfeuer zugelassen war und die idiotischen Terroristen sich eher einer Kalaschnikow bedienten: einfach zu erwerben, einfach handzuhaben.

Und dann kam Klaus. Nicht dass der Jan ihn kannte. Er hätte jeder sein können, Mitglied, Gast, Schütze, Jäger, Amateur, Profi, Polizist, der Bürgermeister oder wer auch immer. Klaus verkürzte ihm die restliche eineinhalb Stunde:

Klaus trug einen halben Liter Bier im Krug bei sich.

Er erkannte den Jan als die Standaufsicht, denn der saß auf dem Stuhl innerhalb eines Tresens, der eigens für diesen Zweck eingerichtet war. Grüßte.

„Du weißt, dass Bier nicht erlaubt ist auf dem Stand?“

„Ja, ja, klar. Aber ich schiess ja nicht. Ich bin nur Besucher.“

„Ja, gut, nur das ich es gesagt habe“, vermerkte der Jan, unterlassend ihm zu sagen, dass es trotzdem verboten sei.

„Ich war auf dem Bogenschießplatz, habe dort meine neue Armbrust ausprobiert. Super, sag' ich Dir. 90 Meter, nach ein paar Schüssen direkt ins Schwarze.“

Armbrust, dachte der Jan, ein Pfeil macht an die 350 Meter pro Sekunde Anfangsgeschwindigkeit, wenn der Pfeil geschätzte 30 Gramm wiegt, dann beträgt die Energie: $350 \text{ zum Quadrat} \times 0,03 \text{ kg} / 2 = 1.875 \text{ Nm}$ oder 1.875 Joule. Unglaublich.

Mein Kleinkaliber-Revolver hat gerade einmal ein sechstel davon, und die Treffsicherheit ist auch nicht besser. Ist da etwas falsch?

Nein, der Jan sagte nichts dazu. Schließlich kann man einen Revolver in die Tasche stecken, hat fünf oder sechs Schuss, während der Abgabe kein Mensch einen daran hindern kann; während eine Armbrust ein Geschleif von mindestens 3 kg ist, und von einem Schuss zum nächsten wohl mindestens eine halbe Minute wenn nicht mehr vergeht. Aber töten, aus der sicheren Entfernung, kann man sehr wohl – und vielleicht besser.

Aber sonst, sagte der Klaus, sei er ein Bogen-Fan, nein, nicht die Präzisions-Bögen, nein, die 3D-Bögen. 3D-Bögen? Ja, also das 3D-Schiessen, ohne Visier unter eigener Einschätzung der Entfernung auf Attrappen von Tieren auf einem Parcours im Wald. Ja, er und seine Frau machten sogar Urlaub in Hotels, wo dies angeboten würde.

Da der Jan schon einmal Bogenschütze in einem Bogenschützen-Verein gewesen war, stellte er natürlich halbwegs kluge Fragen, auch nach den Langbögen der Engländer. 400 Meter Reichweite, das sei doch wohl nur als Abwehr zu erklären.

Klar, sagte der Klaus, stell' Dir vor , Du hast da fünfhundert Schützen, und die schießen auf ein heran reitendes Ritterheer, da geht es nicht ums Zielen, sondern um den Pfeil-Regen, von denen die Ritter getroffen wurden. 400 Meter, 200 Meter, 100 Meter, Entfernungen, auf die sie sich eingeschossen hätten – na, und wer da noch durch käme, den hätten sie mit ihrem Dolch oder Axt erledigt. Und gegen die Pferde hätten sie alle einen Pflock mit geführt, den sie schräg in die Erde ramnten.

Und der Jan erinnerte sich an die Schlacht, beschrieben bei Barbara Tuchman, als Jean le Bon gegen die Engländer im eigenen Land verlor, und selber in Gefangenschaft geriet. 14. Jahrhundert? Muss ich doch noch einmal nachschauen.

Und wie man den Bogen aus Eibenholtz halt pflegen müsse und Hickory doch einfacher zu handhaben sei und und und.

Und so erzählte der Klaus, bis die vierte Stunde seines Dienstes abgelaufen war, und der Jan die Sachen packte.

„Kommst Du noch mit auf ein Bier“, fragte der Klaus.

„Tut mir Leid, aber ich sitze hier vier Stunden, ich hab' die Schnauze gestrichen voll. Nun haben wir hier so lange geschwätzt, sag' mir doch Deinen Namen. Ich bin der Jan.“

„Klaus, ich bin der Klaus!“

Die zweite und letzte Standaufsicht

Jan fand den Termin für seinen Standdienst auf der Liste, die so neben bei auf dem Schreibpult des Büros lag. Im Büro hatte sich ein jeder anzumelden, der zum Schießen kam, der sich eine Waffe ausleihen wollte, oder Munition benötigte.

Hatte nun jemand, der nicht zum Schießen kam, die Liste nun folglich nicht kannte, auch keinen Standdienst? Blöde Frage - oder?

Natürlich nicht. Aber es zeigt, wie Lax die neue Vorschrift des Waffengesetzes, dass zu jedem Schießtermin für jeden Stand eine Standaufsicht notwendig sei, umgegangen wurde. Der Verein hatte seine Pflicht getan, in dem er einen solchen Zettel ausschrieb, ihn ans Schwarze Brett hing. Kam der so Angemahnte seinem Pflichtbewusstsein folgend, war das gut. Kam er nicht, dann würde man ihn auch nicht mit der Polizei holen lassen. Dann war halt keiner da. Gegen Höhere Gewalt versagen selbst die Götter.

Der Gesetzgeber hatte sich einen schlanken Fuß gemacht, in dem er dieses Gesetz erließ. Wie so oft. Ein Gesetz verabschieden, die Opposition beruhigen, das war sein Credo. Dass Gesetze eine Chance haben müssen, umgesetzt zu werden, war ihm Schnuppe. Ihm? Wer? Die Gesetze macht das Parlament. Wir. Wir? Und die Initiative dazu? Ah, die kommt von der Exekutive. Und die Chefin oder der Chef der Exekutive ist auch die Chefin des Parlaments, nun gut, der größten Partei des Parlaments, und dann doch des Parlaments. Also wird dort jeder Kack durchgewunken wie in einer Bananenrepublik. Vielleicht sind wird dann doch eine.

Es war ein wunderschöner Samstag-Nachmittag, es war Weinfest in der Stadt, und es waren abzusehen: Keiner würde kommen, oder nur wenige. Auch gut, so würde der Jan die Gelegenheit nehmen, und selber zum Schießen kommen. Alleine schießen, das war ja kein Problem.

Als der Jan das Büro betrat, da traf er seinen Kameraden Heinz an. KK-Schütze, seit mehr als 10 Jahren in Rente, hatte er sich zurück gezogen vom aktiven Segelsport, nach dem er drei mal gekentert war. Nun, ja, etwas klapprig war er auch geworden. Aber zum Schießen, da reichte es ja

noch.

Und bevor sie sich noch richtig begrüßen konnten, kam Dietrich; Dr. Dietrich, ein Mediziner, Mitte vierzig - und keiner konnte sich vorstellen, was solch ein Smartie von Mann im Schützenverein suchen wollte.

Dietrich hatte ebenso Dienst.

Und es entspann sich eine kleine Diskussion, eine sehr interessante.

Keiner von den Dreien war im Vorstand, alle drei hatten sie eine Ausbildung an der Waffe, wussten worum es ging: Sicherheit im Umgang mit Waffen - aber eben auch am "Arbeitsplatz". Ein jeder hatte seine Waffe im Koffer verschlossen bis an den Schießstand heran zu tragen, dort zu entnehmen, die Waffe mit Lauf in Richtung der Schießscheibe zu lagern und auch nur so zu benutzen. Das Magazin hatte in der Waffe nichts zu suchen, bis zur direkten Schussvorbereitung. Gut - so weit und erst einmal.

Nun obliegt es dem Charakter eines jeden, ob er schon kleine Verstöße dagegen beanstandet oder nicht. Bei Polizisten kann man das beobachten. Da schlägt die wahre Natur zu, wenn der Bürger eine Ordnungswidrigkeit begangen hat.

Sie alle drei waren sich einig, dass sie es ablehnten, erwachsene Männer ständig daran erinnern zu müssen, dass man die Waffe ein bisschen anders handhaben müsse als vorgeschrieben. *Aber - sag mal Heinz, wo ist das eigentlich festgehalten? Weiß ich nicht. Und der Mediziner Dietrich: Ich auch nicht.*

Nein, sie waren keine Polizisten, keine Aufseher, die man scharf gemacht hatte, wie einen verlausten PolizeiHund.

Die Safes für Munition, Lang- und Kurzwaffen stand offen Und dem Jan fiel eine Frage ein: *Sag mal, Heinz, was machst Du, wenn jemand eine Waffe geliehen haben will, und Munition dazu?*

Der Heinz musste nicht überrascht tun, er war es. Nicht, dass er die Frage nicht kannte, aber damit von außen konfrontiert zu werden, ist doch noch etwas anderes.

Ich frag ihn, ob er Mitglied ist. Und wenn er "ja" sagt, dann gebe ich ihm das Material.

Und wenn er "nein" sagt?

Weiß ich nicht. Gebe ich ihm wohl auch. Aufpassen müsst Ihr ja auf ihn.

Bis zum PistolenStand sind es fünfzig Meter entlang auf einem öffentlichen Weg, entlang eines größeren Waldgebietes.

Und zum PistolenStand? Er könnte im Wald verschwinden, und mit dem Zeug seine Salafisten bedienen?

Ja, dann haben wir wohl ein Problem!

Und Du hast keine Instruktionen, wie das Ganze zu handhaben ist?

Null!

Und dabei wurde der Jan sich im Klaren darüber, dass er diesen Dienst zum letzten Mal machen werde. Vier Stunden alle drei Monate, in denen man Kindermädchen für große Jungs spielt, die auf sich selber aufpassen können. Verantwortung zu übernehmen, die ihm nicht lag und somit auch nicht gerecht werden konnte. Eingeteilt zu werden ohne Einfluss auf den Termin zu haben ("...die Jungs tauschen das untereinander ...war nie ein Problem...." wird die Antwort sein).

Na klar, da gab es dieses Gesetz noch nicht, und es hatte nur jeweils einer Bürodienst, und der war im Vorstand, und die kannten sie natürlich alle... Blödhammel, wird de Jan denken. Ihr wollt nichts wissen, dann braucht ihr auch nicht handeln. Vereine funktionieren wie Beamtschaften - sind ja wohl auch die gleichen MenschenTypen.

Und dann wird der Jan sich zurück ziehen aus dem aktiven Dasein als Schütze, und die

VegrämungsPolitik dieser Trulla-Regierung wird aufgegangen sein.

Jan verabschiedet sich vom Schießsport

Irgendwann bekommt jeder einmal zu viel von seinem Hobby, sei es, dass es langweilig wird, also es an Herausforderung mangelt, oder im Gegenteil es einem zu schwer wird. Alles in Ordnung. In Ordnung ist es aber nicht, wenn Häme, Beleidigungen, Mobbing oder ähnliches der Grund dafür sind.

Und so wurde der Jan mit einer speziellen Verhaltensweise aus dieser psychologischen Gruppe konfrontiert:

Beim PistolenSchießen auf dem 25 Meter Stand steht auffällig sein SchützenKollege - nennen wir ihn Rainer - und scheint ihn interessiert zu beobachten. Etwas seltsam, findet der Jan. Kurzzeitig, ja, da kann schon einmal jemand stehen; aber so langfristig macht das doch etwas nervös. Man konzentriert sich halt nicht so gut.

Der Jan legt seine Waffe ab, auf das Bord vor ihm, begibt sich zu seinem Fernrohr, um sich sein Schießergebnis anzuschauen. Und so wie er sich umdreht, um seinem Kollegen Rainer mitzuteilen, dass es doch einigermaßen gut laufe, fragt dieser unter Hinzeigen auf die abgelegte Pistole, ob diese denn geladen sei. Nein, es war eben nicht nur eine Frage. Es war eine lautstarke Verkündung an alle Mitschützen, dass hier jemand eine geladene Pistole abgelegt hatte.

"Ja", sagt der Jan, "die Pistole ist geladen und gesichert."

Die Antwort kam prompt und ebenso lautstark: "Die Pistole darf nicht abgelegt werden, wenn sie geladen ist, ob gesichert oder nicht. Sie muss in der Hand gehalten werden. Das ist Vorschrift."

"Du meinst", fragt der Jan, "ich solle die Pistole in der Hand behalten, damit irgendwie herum fuchteln, wenn ich durchs Spektiv schaue?"

"Ja", war die Antwort, lautstark und unmissverständlich, "genau so ist es!"

Schön, Vorschrift ist Vorschrift. Disziplin muss sein. Ob sinnvoll oder nicht. Sinnvoll vielleicht nicht unbedingt aus sicherheitstechnischen Gründen sondern aus Gründen der Transparenz für die Aufsichtsperson.

Der Jan ist geschockt. Nein, nicht dass ihn jemand korrigiert, dass ihn irgendein frisch gebackener Meister der SanitärInstallation von der Seite in diesem Ton anquatscht, und schlimmer noch, er sich das gefallen lassen muss.

"Nun gut", sagt der Jan, "wenn das so ist, dann machen wir das. Soll nicht mehr vorkommen."

Er begibt sich wieder an seine "Arbeit", schießt seine "Munitionskiste" leer, packt ein; darauf achtend keinen Fehler zu machen, sich keine Laxheit erlaubend, indem er den PistolenBehälter an den Schießstand holt, die Pistole dort einpackt und verschließt, bevor er sie in den Rucksack steckt.

Der Rainer ist indes verschwunden.

Sich von der Umgebung verabschiedend begibt der Jan sich ins Büro des Schützenvereins, um sich hinsichtlich des Vorgangs zu erkundigen, um zu fragen, was an seinem Verhalten denn so falsch war. Sicherheitstechnisch sollte sein Verhalten eigentlich in Ordnung sein.

Nein, wird ihm vom stellvertretenden Vorsitzenden bedeutet, nein, das sei nicht in Ordnung, die Vorschrift sei korrekt, wie es ihm der Rainer bedeutet habe.

Schön, sagt der Jan, nun wisse er das, es werde sich nicht wiederholen.

"Ja, weißt Du Jan", merkt schließlich noch der Vorsitzende an, der mitgehört hatte, "wir sind nicht in Texas, da kannst Du das machen. Aber dort fallen auch täglich zwei Leute tot um, weil die Leute

so lax sind."

War es der Ton vom Rainer, oder die dreckige Bemerkung des Vorsitzenden?, der Jan ist innerlich aufgewühlt wie lange nicht mehr. Er wünscht der Umgebung ein schönes Wochenende - trotzdem, wie er betont, und verlässt das Haus.

Sein Weg nach Hause kennt nur einen Gedanken:

Schieß' die Munition, die du hast, zu Ende, und dann gib deine Waffen ab, lass sie abholen vom Landratsamt und schließ' dieses Hobby endlich ab.....

Aber, sag mal, wieso weißt du das denn nicht? Wenn neue Gesetze verabschiedet werden, so sollte das doch wenigstens in einschlägigen Zeitungen stehen. Und hier? Ist es nicht das Wesen eines Vereins, dass Wissen verteilt wird.

Jan hatte zu Beginn seiner Mitgliedschaft angeregt, Neulingen einen Tutor zur Seite zu stellen, der ihm alles erklärt und stets für Fragen da ist. Er hatte angeregt, einen Abend pro Monat einzurichten, während dem Neuigkeiten besprochen, offen Fragen und Anliegen geklärt werden.

Er hatte nur Unverständnis geerntet, wie jemand, der in MafiaKreisen den Mord an Konkurrenten infrage stellt.

Aber offensichtlich besteht das Wesen eines Vereins doch eher darin, der KernMannschaft die Privilegien zu sichern - und bestünde es auch nur darin, jemandem das Gefühl zu vermitteln, er sei ein hoch geachtetes Mitglied einer für die Gesellschaft wichtige Institution. Und dieser Aspekt wird im Allgemeinen meist nicht bedacht.

Ja, verdammt, denkt der Jan, gibt es denn keine Institution, die darüber befindet? Kann der VereinsVorsitzende so ohne Weiteres ein Mitglied ausschließen? Ist das nicht Willkür, die da innerhalb von Vereinen herrscht. Wenn man schon an die oberflächlich vorgetragenen Finanzberichte während der JahresHauptversammlung denkt. Offensichtlich machen Vereine, was sie wollen. Siehe ADAC, aus dem still und leise ein ganzer Konzern entstanden ist.

Der Deutsche Schützenbund e.V. vielleicht. Jan schreibt einen langen Brief, trägt sein Anliegen vor, vor allem unter Betonung der Absicherung der Waffe vor dem Hinlegen derselben und unter Verweis darauf, dass der Schütze sich nicht außer Griffweite entfernt hat.

Tatsächlich, er bekommt eine Antwort: Drei Sätze - gnadenlos: Die mit einem Magazin versehene Waffe sei auf keinem Fall abzulegen. Gesichert hin, gesichert her. Die AufsichtsPerson sei berechtigt, das Fehlverhalten mit einem Ausschluss aus dem Schießbetrieb zu ahnden; bei Uneinsichtigkeit auch Dauerhaft. Peng.

Gut, schön, der Jan ist ja einsichtig; aber aufgrund des Tons, der sich in der Reklamation befindet, hat er keinen Spaß mehr. Die Waffen in seinem Schrank bedeuten ihm nichts mehr.

Er wird sie abgeben.

Aber es war eine interessante Erfahrung, die man eigentlich nicht missen möchte:

Eine Truppe, die nur aus Soldaten besteht, und sich so selbst überlassen ist, funktioniert nicht gut genug. Der stärkste, der brutalste, der lauteste wird sich zum Wortführer, schließlich zum - man möge es mir nachsehen - zum *Führer* aufschwingen, was für die anderen unerträglich sein muss. Dabei muss man gar nicht auf den Gefreiten Hitler verweisen; es gibt genügend Beispiele von Schleifern in der Truppe im Range von Gefreiten oder eben knapp darüber.

Man denke an den Gefreiten R. von Nagold versus Abiturient W.,(Spiegel 51/63): Schikanen basierend auf MinderwertigkeitsKomplexen. Trumpf gegen die Elite von NY.

Eine unendliche Geschichte.

Und nun schickt der Jan sich auch noch an, über den Sinn und Gefährlichkeit von geführten und nicht geführten Religionen nach zu denken.

Nein, das muss ich meinen Lesern nicht antun - das können sie selber besser.

Ein paar Tage nach dem Vorfall habe ich noch einmal Kontakt mit dem Jan.

"Jan, hast Du Dich inzwischen beruhigt? Du warst ja ziemlich aufgebracht."

Nein, sagt der Jan, aber es sei etwas Sonderbares passiert mit ihm. Nach zwei bis drei Tagen habe sich sein Unterbewusstsein gemeldet und ihn gefragt:

'Jan, sag mal. Dieser Rainer, der hat doch die ganze Zeit, während Du geschossen hast, hinter Dir gestanden. Kann es nicht sein, dass er bereits wusste, dass du diesen Fehler machen wirst? Und kam dieser Gedanke überhaupt von ihm.

Überlege. Du hattest Dich Deinem vermeintlichen Freund Josef anvertraut, dass Du als Nonkonformist eher ein Cowboy bist denn ein Sportschütze. Und dieser Ausdruck findet sich im Vorwurf deines Vereinsvorsitzenden wieder in dem er sagt, du mögest vielleicht doch besser nach Texas gehen. Ist es nicht so.

"Aber Jan, das macht doch alles keinen Sinn. Da passt doch nichts zusammen. Kein Mensch reagiert in dieser Form."

"Doch. Es macht Sinn. Ich bin nämlich dem Vorsitzenden so oft auf den Keks gegangen mit meinen Verbesserungsvorschlägen, dass der mich satt hat wie dicke Tinte.:

- Patenschaft für Neulinge
- Rauchverbot im Gemeinschaftsraum mit dem Argument, ich würde meine Kinder nicht in einen Verein einbringen, wenn dort so gequalmt wird. Es herrscht nämlich ausgesprochener Nachwuchsmangel.
- Überdachung des Pistolenstandes. Im Winter kannst du das Training praktisch vergessen.
- Abhalten von Vereinslehrgängen für aktive Mitglieder. Du erinnerst Dich an die beiden Heinz und Franz, die die Sachkunde-Lehrgänge abhalten? Damit ist es getan, was du da nicht mitbekommst, das hast du verpasst. So wie bei mir mit der Ablage der Waffe.
- Bildung von Trainingsmannschaften und -Zeiten.

usw.

Ja, sicherlich ja, kann man einen Schuh draus machen. Sicher. Der Jan ist ein Querkopf sondergleichen. Aber muss man deshalb gleich eine solche Kanone abschießen?

Jan kann es nicht lassen - das Erfinden

„Jan?“

„Ja?“

„Sag, hast Du nicht wieder mal etwas erfunden? So in letzter Zeit?“

Jan? Er schaut mich an, als habe er ein *dejà vue*-Erlebnis.

„Erfinden? Nie wieder. Ich mache mir Gedanken, aber – Erfinden? Nein. Absoluter Koks.“

Aber, in seinen Augen glänzte etwas. Etwas, das mir sagte, 'erfinden? F.o.! Aber nachdenken werden ich ja wohl noch dürfen!

„Also, komm schon. Sag's mir, spuck es aus.“

„Gut. Diskutieren wir. Ich hab' da eine Idee. Du hast verfolgt, dass man in Zukunft mehr Windenergie einsetzen will? Mehr Energie vom Dach, usw.....?“

„Ja. Und?“

„Ja. Ja? Okay. Also, die Kraftwerke laufen, weil sie laufen müssen. Du kannst sie nicht so einfach abstellen, nur weil ein bisschen Wind geht, oder weil ein wenig die Sonne scheint? ... Und jetzt setzt plötzlich Wind ein, die Windgeneratoren liefern Energie, auf die keiner gefasst war...“

„Aber Jan, Wind kündigt sich doch an, der bläst doch nicht plötzlich aus heiterem Himmel?“

„Oh, Gott. Ich hätte das nicht anfangen sollen. Es geht nicht um Vorhersagen, es geht um

Millisekunden...“

Da ist jemand, der alles durchdacht hat, oder das glaubt, und jemand Unbedarftes, diese beiden wollen miteinander diskutieren. Es funktioniert aber so nicht. Ein Fein-denker und ein Grobdenker; sie werden nicht zusammen kommen! Sie werden keine gemeinsame Basis finden. Ich entschloss mich, nur zuzuhören.

„Gut. Jan. Erzähl einfach. Ich höre Dir zu.“

„Gut. Also. Wenn nun die sogenannten erneuerbaren Energielieferanten eine Energiespitze liefern, dann kann im Moment keiner etwas damit anfangen. Also, was macht man mit der Energie?“

Keine Ahnung. Energiespeichern? Bin ich Ingenieur?

„Kann man elektrische Energie nicht speichern? Irgendwie. Es gibt doch die Möglichkeit, Wasser zurück in die Talsperre zu pumpen?“

„Toll. Gut. Genauso sollte man es machen. Nur, die Stromleitungen dorthin sind arg begrenzt oder existieren nicht. Der Wind wird im Norden geliefert, die Wasserkraftwerke liegen im Süden. Es wird schwierig. Es gibt eine einfachere Lösung.“

„Es gibt doch die Möglichkeit, Strom zur Erzeugung von Wasserstoff zu nutzen, das man wieder verbrennen kann.“

„Doch, doch. Auch sehr schön. Das ist richtig, ist aber auch sehr aufwendig. Nein, es gibt etwas einfacheres: Stell' Dir vor, du nimmst den überschüssigen Strom und schickst ihn in das nächst gelegene Kraftwerk, in dem Gas verbrannt wird. Und du schickst den Strom in eine Art Tauchsieder in einen der Heizkessel, irgendeinen geeigneten, und du nimmst die Gasfeuerung zurück...“

„...und die Speicherung findet in Form einer Einsparung des kostbaren Gases statt?“

„Das ist es. Sehr schön. Danke für Deine Aufmerksamkeit. Wenn ich das jemandem erzähle, fragst du mich, ob ich ihm nicht einen besseren Witz erzählen könnte...?“

Da hat der Jan wohl recht. Erst macht man mit Hilfe von teuren Mühlen Strom, dann *verbrennt* man den in einem Kraftwerk, um schließlich wieder Strom daraus zu machen – irgendwie unsinnig, wenn man nicht den gesamten Komplex des Verbundsystems sehen will.

„Hast Du?“

„Hast Du – was?“

„Hast Du das veröffentlicht. Ich meine, jemandem mitgeteilt?“

Kenne ich doch meinen Jan. Warum sollte er sich geändert haben?

„Ja, ich habe die Firma angeschrieben, die die von Dir angesprochene Erzeugung von Wasserstoff propagiert...“

„Und die Antwort?“

„So gut wie keine. Ja, sie haben geschrieben, aber sie haben es nicht anerkannt. Offensichtlich konnten sie damit nichts anfangen.“

Er schaute ernst, ein bisschen traurig. Und mir wurde einmal mehr klar, Erfinden heißt, Anerkennung suchen – sofern nicht innerhalb einer Produktionsfirma eine pekuniäre Notwendigkeit besteht. Und da der Jan kein Mensch der Öffentlichkeit ist und somit dort nicht auffällt, versucht er es auf anonymer Basis. Ihm genügt das, er hat, hätte seine Freude daran, der Menschheit etwas zu geben, ohne ins Bild treten zu wollen. Ich glaube, so einer würde glatt den Nobelpreis ablehnen, und – was noch schlimmer ist, niemandem davon berichten....Oh, Jan, oh, Jan..

Und das ist schon alles, meine lieber Jan? Du hast so viel Zeit gehabt, hast nicht an mich denken müssen, da sollte Dir doch sicher noch etwas anderes eingefallen sein? Komm schon, langweile mich ein wenig.“

„Mein liebe Gerlinde. Ich habe sicher mehr an Dich gedacht, als Du das gerne gehabt hättest. Ich habe Dich vermisst, ich habe gelitten, aber ich wollte Dir nicht zu Nahe treten. Wenn jemand sich gegen etwas oder jemanden entschieden hat, dann hat man kein Recht, ihn umstimmen zu wollen. Und du weißt das sehr wohl.“

Ja, ich wusste das sehr wohl, wie er sich ausdrückte. Ich war gleichermaßen traurig; aber ich hatte den Leo, den Horst, die Arbeit, den Sport. Die Mutter. Alles Dinge, die ablenken, die keine Depression aufkommen lassen. Und ich war stinke sauer auf den Jan...., so stinke sauer, dass es reichte, bis ich ihn halbwegs vergessen hatte, oder besser, der Alltag den Vorrang gewann.

„Also, ich denke manchmal nach. Wir haben jetzt einen dieser großen Fernseher und sehen mit viel Spaß Formel 1 Rennen. Und wenn die Jungs da durch die Kurven flitzen, frage ich mich, ob es denn da gar nichts zu verbessern gibt. Ich meine entscheidendes.“

„Entscheidendes zu verbessern, an diesen Rennmaschinen. Horst schaut auch diese blöden Rennen, und manchmal sitze ich daneben, staune, wie man so blöd durch die Gegend fahren kann, aber auch nicht abgeneigt, dem Treiben zuzusehen. Und da sind schon so viele Neuigkeiten eingeflossen, wie der Horst mir erklärt: da wird die Bremsenergie verwendet, mit Hilfe eines Generators eine Batterie aufzuladen, deren Energiegehalt als Plus für eine Überholvorgang verwendet werden kann. Dann laufen die Maschinen eh schon über Rechner, der alle Verhältnisse erfasst und dem Fahrer die optimale Fahrweise vorschlägt. Und so weiter. Was mag es da noch geben können?“

„Ich weiß“, sagt der Jan, als ob er meine Gedanken gelesen hätte, „da gibt es sicher nicht viel zu verbessern. Aber der dumme Mensch gibt ja nicht auf. Also, paß auf. Wenn ein Auto durch die Kurve fährt, dann muss das Rad auf der Innenseite der Kurve langsamer, und das andere Rad schnell fahren...Hm?“

„Ja!“

„Also muss das eine gebremst und das andere beschleunigt werden...Hm?“

„Ja!“

„Gut. Stell' Dir eine dieser Seifenkisten vor. Dein Sohn sitzt auf ebener Straße darin, das Ding steht, er schlägt den Lenker ein, die Reifen stehen im Winkel zum Fahrzeug – und Du schiebst ihn nun. Was passiert?“

„Es fährt in die Richtung, die der Junge vorgegeben hat.“

„Ja. Genau so leicht, als würde der Wagen gerade stehen?“

„Hm, wahrscheinlich nicht. Wahrscheinlich wird es etwas schwieriger gehen.“

„Ja, erheblich schwieriger wird es gehen, um so stärker er die Räder eingeschlagen hat. Unter Umständen schieben die Räder über den Untergrund, anstatt sich zu drehen. Aber, wenn Du das Rad nur leicht einschlägst, es anfährst, und es dann weiter bewegst, geht es leichter, ja?“

„Ja!“

„Okay, bei Rennen werden enge Kurven extrem schnell gefahren, so dass es zu einer Höchstbelastung der gesamten Antriebs-Mimik und der Reifen kommt, die einen ausgewachsenen Ingenieur an den Rand seines Verständnisses führt bei all den Parametern, aber irgendwo im Innern hat er das Gefühl, dass mit einer aktiven Unterstützung der Ausgleichsleistung des Differentialgetriebes ein besseres Fahrverhalten erreicht werden könnte.“

An dieser Stelle möchte ich aufhören, mehr habe ich nicht verstanden von all diesem Gequatsche. Vielleicht ist dieser Gedanke von Jan ja genial, vielleicht könnte man mit etwas Mehr an technischem Einsatz schneller, sicherer und Reifen-sparender durch die Kurven flitzen; aber ich glaube nicht, dass der Jan diesen Gedanken weiter verfolgen wird. Gedanken halt, wie sie jeder irgendwann irgendwie hat. Aber für die Realisierung bedarf es ein bisschen mehr – vielleicht auch ein bisschen viel, viel, viel mehr...

Jan, erzähl mir etwas Leichteres.

Und als Abschluss möchte ich noch zu bedenken geben:

Der Herr Singer, der Herr Singer der Nähmaschinen *Singer*, war **nicht** der Erfinder; er war nur der Kaufmann....

Jan's Kampf gegen die Giganten

Es war ein wunderschöner Tag und Jan war auf dem Wege, seine Franziska auf den Bus zu setzen. München! Nein, sie wollte nach München, zu ihren Freunden, drei Tage, und dazu war der Bus die im Moment richtige Lösung. Die neue BusLinie, eine Konkurrenz zur Bahn, fuhr durch die Stadt, direkt nach München. Wo gibt es das schon. Das Merkwürdige: er hielt auch noch dort – und sonst nirgendwo mehr.

Aber es war noch etwas Zeit. Sie trennten sich für einen Augenblick, sie zur Apotheke, er in die Buchhandlung. Die Buchhandlung war gleichzeitig die Post. Und Jan hatte dort ein Postfach. Und zwar seit seiner Entscheidung, sich selbständig zu machen. Freiheit fängt eben mit einem Postfach an. Das ist nun einmal so.

So kommt der Jan mit seiner Post und seinen Zeitschriften unterm Arm aus dem Postfach heraus. Tritt durch die dort vorgebauten Stände für Zeitungen und Mitbringsel aller Art. Nähert sich der Straße. Nichts in seinem Blickwinkel hindert ihn daran.

Wo ist die Franziska? Kann sie schon in Sichtnähe sein? Sie müsste von links kommen. Der Jan schaut nach links. Verweilt einen Augenblick. Dann quietschen Reifen neben ihm. Reifen – das Nervensystem weiß, dass dieses Quietschen Reifen sein müssen. Fahrradreifen!

Jan schaut erschrocken nach links. Und da steht ein Fahrrad, und darauf ein Mann. Groß, schlank, auf dem Sattel sitzend, einen Fuß am Boden. So ein riesiger Kerl. Dahinter eine kleine Abordnung von Frau und Kindern. Fahrrad-bewaffnet. Missbilligend, die Störung.

„Das ist aber hier kein Radweg - oder!?!“, sagt der Jan etwas erschrocken zu dem Herrn.

Der lächelt ihn an. Gutmeinend, bestimmt, so wie man eben einen Volltrottel anschaut.

„Nein – wir fahren ja auch nicht...!“

Der Jan sagt nichts darauf, er ist beschäftigt mit seiner Franziska, dass diese nicht den Bus verpassen möge. 'Sitzt noch im Sattel und sagt *wir fahren ja auch nicht*, denkt der Jan. So ist das wohl richtig, so bringt man seinen Kindern Logik bei: einfach frech sein. Dieser Frauenarzt, oder mindestens Urologe!. Und dann murmelt der Jan vor sich hin: „Arschloch.“, glaubend, dass keiner es hört. Aber gefehlt: ein älterer Mann, der sich neben ihm befunden hatte, murmelt gleichsam: „Recht haben sie!“

Nun, wenigsten ein Trost.

Er findet sein Franziska, hilft ihr in den Bus, und nach einem Augenblick der Befasstheit macht der Jan sich auf den Weg in die drei Tage dauernde totale Freiheit.

Besucher im Ferienhaus

Küsschen links, Küsschen rechts. Gut gefahren? Ja. Schön. Kommt rein. Kaffee? Jaaa!

Jakob und seine Mareykje trafen ein, etwas früher als erwartet. Nein, nicht von LeHavre seien sie gekommen, sondern von La Valls.

La *Was*? Ein kleiner Ort in der Norman iswert.

Nun gut.

So hatten sie sich im Nachbarort herum gedrückt, um nicht zu früh anzukommen.

Nein, nein, nein. Nein, nur zwei Nächte wollten sie bleiben. Franziska hatte bei ihrer Einladung, doch bei ihnen ein paar Tage Station zu machen, darauf bestanden, dass sie mal mindestens drei Nächte bleiben sollten. Drei Nächte, hatten sie wohl gedacht, wenn der Gastgeber dies vorgibt, dann wollen sie wohl, dass wir nur zwei Nächte bleiben. Nein, nein, nicht länger, wiederholte der Jakob, sie hätten schon das nächste Hotel auf der Heimreise gebucht. Ein kleines Hotel, super preiswert.

Nun gut, Missverständnis, man habe eigentlich an einen kleinen gemeinsamen Urlaub gedacht, so wie damals in der *Cinque Terre*, in Italien, so der Jan. Man genoss den Champagner und die Chips, und freute sich, einander wieder gefunden zu haben. Wenngleich.....

Man setzte sich zum Abendmahl in den schönen Salon an den langen uralten Tisch, genoss den weißen guten Bordeaux und den Salat *Nicoise*, den die beiden mit viel Liebe und Diskussion zubereitet hatten. Und der Jan musste aufpassen, dass er genügend abbekam, denn der Jakob wollte „nachschiessen“ einfach nicht *Danke, ist gut so* sagen. Und der Wein. Oh, der Wein sei gut.

Wieso, fragt sich der Jan, weiß der, was ein guter Wein ist. Die Einladungen bestreitet der Jakob doch mit aus Italien mitgebrachtem Landwein, abgefüllt in 5 Liter Vierkant-Kanistern – super preiswert.

Und die Mareikje erzählt über Gott und Welt, und alle haben etwas zu Lachen, und der Jakob sitzt vor seinem Wein, und trinkt und genießt und trinkt. Sagt kaum etwas. Die Franziska sitzt heute nicht so günstig, als dass er sich so leicht und unbekümmert mit ihr unterhalten könnte.

Schließlich sind drei Flaschen leer. Eine vierte wäre wohl übertrieben. Man trennt sich zu Nacht.

Frühstück – wann? 9⁰⁰? Gut. Jakob – ein Ei? Nein, der Jakob isst nur ein Müsli. Mareykje? Nein, nur etwas Marmelade.

Schön, gut, das reißt man beim Einkaufen sich alle sechs Beine aus, und die Gäste wollen nur etwas Mülis und Marmelade. Kann das sein. Es kann!

*

Nach dem Frühstück wollen die Gäste sich etwas die Umgebung ansehen. Ja, vielleicht die bereits fertige *Hermione*, das in Rochfort nachgebaute Segelschiff aus der Zeit der amerikanischen Revolution. Ja, auch vielleicht Fourras den Bade-Ort am Meer. Und Jan und Franziska wollen für den Abend einen Tisch im *Table de Maroc* bestellen. Da sie nur zwei Nächte bleiben, muss es eben heute sein. Schließlich hatten sie die Gäste zu ihrem Hochzeitstag eingeladen.

Nach der Abfahrt der beiden rufen sie das Restaurant an, aber sie hatten den Plan ohne den Wirt gemacht: Die Maus am Telefon bedauert – man habe heute Ruhetag.

Oh, je. Aber nun, das ist Höhere Gewalt. Sie rufen bei Maitre Kanther an, nicht ganz so spektakulär aber gut. Nein, keine Antwort.

Sie rufen im Restaurant *Le Bruant* an. Super Restaurant nach Aussage von Frau Pertes. Nein, keine Antwort.

Zut. Aber, was hatte der Jakob gesagt? Man müsse nicht ins Restaurant gehen, es sei auch schön genug im *Restaurant Franziska*.

Also, man müsse eine Entscheidung treffen, sagt der Jan, und so fahren sie in den übernächsten Supermarché, gedenkt ein gutes Fertiggericht zu kaufen. Denn, wenn Frankreich für etwas steht, dann für eine gute Fertiggericht-Küche.

Muscheln, sagt die Franziska, Muscheln wären richtig. Denn das letzte Mal, das die Gäste bei ihnen waren, hatten sie sich mit der Herstellung eines üppigen Muschel-Gerichts revanchiert. Muscheln, draußen auf der Terrasse genossen, mit einem guten Wein, könnten die Gäste sicher akzeptieren. Zumal selbst angeregt.

Muscheln? Die sind in Rochfort oder Fourras, dort isst man als erstes Muscheln, wenn man es mag.

Man, Jan, ruf an.

Anrufen? Den Jakob erreichst Du nur über Skype, notfall über SMS. Schwierig.

Versuchs doch – wenistens!

Versuch 1. Keine Verbindung.

Ich sag' Dir doch. Der geht nicht ans Telefon. Für den Empfänger kostet das Geld im Ausland. Er zahlt den Anteil der Gebühren, die im Ausland anfallen...

Sei nicht albern. Keep trying...Jan.

Versuch 2. Tatsächlich: Jakob....

Verbindung kaputt.

Jan sucht sich einen besseren Standort.

Versuch 3. Tatsächlich, der Jakob meldet sich. Ob sie zu Mittag Muscheln gegessen hätten?, will der Jan wissen.

Nein, wir haben uns aus unserm Pick-Nick-Korb versorgt....

Sehr schön. Hätte man eigentlich wissen sollen. Super preiswert. Aber man weiß ja nie.

*

Das Wetter hatte gehalten. Man deckt auf der Terrasse. Bald sind die Muscheln fertig. Muscheln provençal? Nein, nein, Moules Marinières: Wurzelgemüse anbraten, garen, mit Wein ablöschen, gut würzen. Muscheln zugeben, Vollgas – fertig.

Man isst, man quatscht mit dreiviertel vollem Mund, man lacht, Mareykje erzählt „Öperkes“ aus ihrem Leben als Krankenschwestern. Muss lustig sein, dieser Beruf. Und von ihrem Untermieter in ihrem Haus in den Niederlanden, und dass er schwul sei, und sie das gar nicht gemerkt hatten.

Das muss man doch nicht merken, die Franziska ist etwas pickiert, das seien doch sonst ganz normale Leute – sonst.

Ja, schon, aber dieses Gehabe, das diese Leute an den Tag legten, das könne sie, die Mareykje, auf den Tod *niiet leide*., aber sicher, es könne ja jeder leben wie er wolle. Habe doch schon der alte Fritz gesagt. Wahrscheinlich unter Missachtung der Tatsache, dass der alte Fritz für sein verdammtes Preußen Leute brauchte, egal was die waren, egal woher sie kamen, Hauptsache sie erarbeiteten mehr als sie stahlen. Und selbst Taugenichtse konnte man in der Armee gebrauchen – als Kugelfang-Vorrichtung.

Ich frage mich, sagt der Jan etwas nachdenklich, *ob diese Fülle von Schwulen und Lesben, denen man heute begegnet, etwas mit der Ernährung zu tun hat....*

Um Gotteswillen, unisono der Aufschrei von Jakob und Mareykje, es flogen die Hände wie eine Abwehr in die Höhe, *ha, dass es viele sind, liegt daran, dass die Leute sich heute auten. Nein, das hat es immer gegeben. Nur – man hat sie oder sie sich – versteckt!*

Bin ich blöd, sagt sich der Jan. Wie kann ich nur solch eine blöde Bemerkung machen? Oder sie in diese blöde Form gießen?

Ja, sagt der Jan, *das ist ja richtig. Mit Ernährung meine ich auch nicht, dass jemand sich durch Fehlernährung eine Krankheit holt. Mit Ernährung meine ich, dass die Volksernährung vielleicht Einfluss haben könnte auf den Hormonhaushalt der jungen Mutter, der in dieser Zeit sehr empfindlich ist....*

Aber keiner hört ihm zu. Der Jakob hatte sich bereits wieder der Franziska zugewandt, die heute nächst zu ihm sitzt. Und der Jan empfindet sich nicht nur schlecht verstanden, sondern arg „abgebürstet“ und gedemütigt. Nicht ernst genommen. Als Störenfried beiseite geschoben. Wissen

diese Leute, die so viel auf ihre Humanistische Bildung der eine, und auf ihre katholische Erziehung, der andere, Wert legen, um die Gründe für AMOK? Nichtbeachtung oder Demütigung einer Person!

Nein, der Jan ist ja kein Amokläufer – aber er ist verstimmt.

Der letzte Teller Muscheln geht an den Jakob, das letzte Glas Wein auch.

*

Als Ausgleich sitzt heute die Mareykje in der Nähe vom Jan. Fragt sie ihn doch, ob sie in dem neuen Haus eine Wohnung für ihren Jens vorgesehen haben, damit der dort Urlaub machen kann.

Dem Jan schwillt schon der Kamm bei dem Namen des jungen Mannes, der dabei ist, hart auf die fünfzig zuzugehen. Will sie mir das antun?, fragt sich der Jan. Elf Wochen Urlaub würde der dort verbringen im Jahr, so lange wie sein Lehrer-Urlaub dauert, dabei acht Stunden am Tag auf seiner Flöte üben... Ist diese Frau bescheuert? Hat man ihr vielleicht dargetan, dass ich ein Unmensch sei?

Nein, sagt der Jan, der Junge ist gut erzogen, der weiß, was sich gehört. Der verbringt seinen Urlaub bei einem Freund in der Nähe.

Außerdem habe er einen größeren Geldbetrag von der Franziska bekommen, von dem Haus, das sie geerbt hat. Er könne also sehr gut sich eine Wohnung leisten, wenn er wolle....

Aber es muss doch irgendjemand der Frau etwas *gesteckt* haben:

Aber das wäre doch schön für die Franziska, wenn ihr Sohn bei ihr wohnen könnte....

Dem Jan droht der geschwollene Kamm zu platzen. Er merkt, wie sein Blutdruck steigt, sein Herz schneller schlägt... Ihm droht der Verlust der Beherrschung. Ist sie gekommen, um ihm diese Fragen zu stellen? Diese beknackte Henne?

Der Jan holt tief Luft.

Mareykje, das geht ja niemanden etwas an, was in den Familien passiert; aber es gibt immer einen Grund, wenn es Spannungen gibt in einer Familie. Der junge Mann nennt mich ein *Arschloch*, und *Du fragst mich nach Gründen für meine Ablehnung?*

Kurz bevor er die Contenance ganz und gar verliert und die Mareykje fragt, ob sie mit ihrem *bekloppten* Sohn nicht genug beschäftigt ist, hält der Jan inne. Sagt nichts mehr. Nur der Jakob, der nichts gehört zu haben schien, lenkt ein:

Ja, wenn der Jens den Jan ein Arschloch nennt, dann kann man das ja wohl verstehen...

Betretenes Schweigen allerseits.

Das Wort *Arschloch* steht symbolisch für alle Demütigungen, die der Jan hat einstecken müssen, sei es die Bezeichnung *Clown*, *Nikolaus*, sei es, dass er auf den guten Rat des Jans, das erhaltene Geld nicht in Aktien anzulegen sondern in eine Wohnung, dass man ihm weiterhelfe, falls es notwendig sei, als Antwort gibt, er wolle jetzt seine Mutter sprechen.....

Man liest bei *David Copperfield* das Lamento über den Stiefvater, aber nichts über die Demütigungen eines Stiefsohnes, die Total-Verweigerung, die Ablehnung, die Eifersucht. Nur über den Hass, der dieser Junge dem Stiefvater entgegen bringt. Man lese *Barry Lindon*, um den Hass eines Stiefsohnes zu begreifen, der keinen Anlass benötigt. Wobei nicht vergessen werden soll, dass es Anlässe genug gibt.

Jan und Franziska hatten mit ihrer Eheschließung gewartet, bis der *Junge* seinen dreißigsten feierte – im Glauben, dass das nun reichen müsse....

Der Jan versucht, sich zu beruhigen, und um der Liebe zur Franziska willen, die sich um Gelassenheit bemüht hatte.

*

Fühstück. Kein Ei? Nur Müsli? Nur Marmelade?

Die Gäste hatten sich das Frühstück im vorderen Salon gewünscht, wo ein viereckiger tiroler Tisch steht. Dieser Tisch sei aber etwas unpraktisch, bemerkt der Jan, weil an zwei Seiten Querstreben angebracht sind, die das bequeme Sitzen beeinträchtigen.

Das nehme er gern in kauf, so der Jakob.

Der Jan ist stinkig.

Man würde den Jan nicht kennen, wenn er sich revanchierte, in dem er nur dies aufdecken würde.

Der Jan macht das Frühstück. Erst kocht er Eier, dann brät er für jeden eine Scheibe „Bacon“, in Knoblauch-Öl eingelegter frischer Bauchspeck, wie man ihn kross gebraten in Amerika kennt. Nur, dass er hier in Frankreich 5 Millimeter dick ist. Also sehr dick

Und Croissants – für jeden ein warmes fast frisches Croissant.

Dann deckt er für den Jakob den Platz mit dem Querbalken im Tisch.

Als die Gäste kommen, Koffer gepackt, Zähne geputzt, abreisebereit, und der Jakob reklamiert, er sitze jetzt am anderen Platz, ist der Jan plötzlich entgegen seiner Art, kurz angebunden.

Bitte nimm' dort Platz. Du selber hast gesagt, Du würdest diesen Einschnitt akzeptieren.

Die Mareykje kichert.

Dann gibt es Kaffee, Brot, Marmelade, Müsli mit Milch.

Milch, denkt der Jan, mein Gott, der Mann ist bald achtzig Jahre alt...Und der Arsch hat auch noch eine funktionierende Prostata!

Aber dann. Der Jan serviert jedem ein Ei, bietet jedem ein knusprig getoastetes Brötchen an, bietet jedem eine Scheibe kross gebratenen Bacon an.

Nein, um Gotteswillen! Nur das nicht! Zum Frühstück? Nein!Nein!Nein!Nein!

Nein, sagt der Jan beruhigend, ist ja nur ein Angebot. Müsst ihr nicht essen. Wird auch nicht weg geworfen...

Nein!, es musste weder weg geworfen werden, noch aufgehoben werden. Der Jan konnte es nicht besser beschreiben; aber irgendwann und irgendwie verschwanden die Eier, die Scheiben Bacon, und das eine oder andere Stück Brot und die Croissants.... in den Mägen der Gäste. Und auch der frisch angeschnittene französische Ziegenkäse fand noch einen ailien-Interessenten.

*

Fahrt nur, Jakob, sagte der Jan zu sich, den Gästen hinterher winkend, fahrt nur. Glückwunsch zu Euren super preiswerten Aufenthalt – Dieselfahrer.

Dieselfahren?, hatte der Jan einmal gesagt, das ist ja, als würde ein Cowboy seinem Pferd Stroh zu fressen geben.....!

...gut. Und im Ernst?

Diesel? Große stationäre Motoren, Heizungen, Flugzeuge, Landwirtschaft, Schiffe, Gewerbe...., aber doch nicht der Kleine Jakob!

Jan's Lebenserkenntnis

Warum kommen einige Erfahrungen so spät im Leben, dass man gerne von den weisen Alten spricht; obwohl doch hinreichend bekannt ist, dass man mit Zwanzig schon alles weiß – nun gut, mit Zweiundzwanzig dann!

Die Geschichte zum letzten Schliff der Jan'schen Menschwerdung geht so:

Erste Geschichte erster Teil.

Urlaub am Ferienort, na wo schon? In seinem *Altenheim* in Frankreich. Altenheim? Die Natur war explodiert und die zweitausend Quadratmeter Grund eine Herausforderung für jeden Herkules. Und der Jan war ein Herkules. Nein, keiner mit 100 kg Gewicht oder mehr, nein, einer mit 75 kg – nur. Er sägt Äste, er schneidet Triebe und die Hecke, reißt den Efeu herunter, den wilden Wein, rafft den Bioabfall zusammen, verpackt in in große Säcke, fährt ihn zur *Décheterie*, zur Müllhalde, wo er dankbar angenommen wird.

Aber irgendwann bekommt er Herzklopfen, ist außer Atem, muss sich ausruhen, setzt sich auf die selbst gezimmerte Bank.

Verdammt, denkt der Jan, *warum machst Du das, du Irrer?* Und dabei fällt ihm die Geschichte von seinem *Freund Jakob und sinner Fru* ein. Und diese Geschichte geht nun einmal so:

Zweite Geschichte erster Teil.

Vor Abreise zu seinem Abenteuer-Spielplatz hatte der Jan den Jakob angerufen, um zu erfahren, ob der Jakob nicht in nächster Zeit in die Niederlande fahre. Doch, hatte der Jakob geantwortet, in Kürze sei das. Man wolle etwa zwei Wochen bleiben.

Das treffe sich aber sehr gut, so der Jan, wenn er nach den zwei Wochen von den Niederlanden aus nach Hause über Jan's Anwesen führen, so könnte sie doch ein paar Tage Urlaub machen. Jan und Franziska hätten Hochzeitstag und gäben einen aus. Ja, eine Einladung sei das. 2⁴ Jahre seien sie nun verheiratet – wer könne das schon von sich sagen?

Tage später ruft der Jan den Jakob noch einmal an.

Jakob, Du bist doch stolzer Besitzer einer Pistole? Jakob bestätigt, er hatte eine Waffe wie der Jan aus dem Ausland mitgebracht und als solche angemeldet.

Dann hast Du sicher ein Herz für jemanden, der eine Pistole hat und keine Munition. Ja klar, so der Jakob.

Nun erklärt der Jan dem Jakob, dass er einen kleinen Restbestand hat, den er ganz locker in der Schweiz erworben hatte, noch vor der Euro-Zeit, dass dort aber die Gesetze zur Abgabe von Munition so restriktiv gehandhabt würden wie in Deutschland. Aber von seinem Ausbilder im Schützenverein wisse er, dass die Niederlande eine Ausnahme machten und freizügiger seien.

Ja klar, hatte der Jakob geantwortet, das sei kein Problem, der Jan solle ihm nur die Spezifikation per email senden. Er freue sich schon, auf seinem abgelegenen Anwesen mit dem Jan um die Wette zu schießen.

Zweite Geschichte zweiter Teil.

Der Jakob und seine Mareykje treffen beim Jan ein. Am ersten Abend kein Ton über die Munitionsbeschaffung. Der zweite Tag kein Wort darüber. Am späten Abend stellt der Jan dann die Frage:

Jakob, Dein Schweigen über die Munition sagt mir, dass Du nichts hast besorgen können?

Verlegenheit. Gestammel über die Spezifikation, die nicht in Ordnung gewesen sei. Und – ähh – außerdem, das einzige Waffengeschäft in der Stadt habe geschlossen gehabt....

Okay, sagt der Jan, schade, aber man habe es wenigstens versucht.....

Erste Geschichte zweiter Teil.

Der Jan sitzt auf der Bank und dann fällt ihm ein, was wirklich passiert sein muss:

Jakob, wird die Mareykje gesagt haben, lass das bitte sein. Der Jan hat illegal eine Pistole und benutzt Dich, um ihm illegal zu Munition zu verhelfen. Lass das sein. Wenn etwas passiert mit der Pistole, und sei es nur, dass man sie und die Munition bei ihm findet, dann bist Du mitschuldig...

Und dann bekommt der Jakob bedenken und unterdrückt sein Wunsch, dem Jan zur Munition verhelfen.

So war das, und nicht anders, denkt der Jan. Der Jakob tut, wie ihm von seiner Frau geheißen. Und ich putze hier dem Brunnen, wie mich die Franziska geheißen.

Nein, sie hat nichts gesagt, eine innere Abhängigkeit lässt Dich funktionieren. Ob das die angetraute Frau ist oder die Mutter ist – egal. Du funktionierst. Gnadenlos wie ein Pferd, das seinem Reiter so hörig ist, dass es ihm folgte, sollte er es im vollen Galopp gegen eine Wand lenken würde – so ein Reiter-Freund.

Und für diese kleine Erkenntnis hast du so lange gebraucht? Jan? Hättest du das nicht mit Zweiundzwanzig schon wissen können? Sicher, du hattest Vater und Mutter, da funktionierte das ganz genau so. Aber du hattest zu der Zeit eben andere Vorlieben, als sich über solche sozialen Feinheiten Gedanken zu machen.

Jan bekommt neue Nachbarn in Frankreich

Erste Eindrücke

Soisik, die schöne Nachbarin, Architektin in Paris, ich hoffe, ich habe sie irgendwo erwähnt, hatte das alte Haus neben dem von Jan gekauft und aufwendig restauriert – nein, eigentlich total umgebaut. Denn, was ist schon an einem solch alten Haus zu gebrauchen? Die Wände, die Böden, sonst so gut wie nichts, was nicht ersetzt oder modifiziert werden muss.

Ein großes Panorama-Fenster, um das wir sie beneideten, hatte sie einbauen lassen, alle Fenster ersetzen lassen, das Haus so umgestaltet, dass es Toiletten und ein Bad erhielt. Toiletten, ja das ist so eine Geschichte. Frankreich, seine Burgen, und wo waren die Toiletten. Jan hatte einmal die alte Dame besuchen wollen, als er dort alleine war, hatte durch Zufall über die Mauer geblickt – und da saß die alte Frau in Hocke in ihrem Hühnerhof, verrichtete ihr Geschäft auf einer Zeitung. Einen riesen Haufen hatte sie zustande gebracht. Jan wird das nie vergessen.....

Nun, dieses neue Haus hatte sie verkauft, die Soisik – gegen ihre eigentliche Absicht; aber sie war krank geworden, hatte sich von ihrem Mann getrennt, war in finanzielle Schieflage geraten, musste verkaufen, um die Kredite bedienen zu können. Und sie fand – Laurent samt Familie, Händler aus Nantes, drei Töchter neben seiner Frau, drei Enkelkinder bis dato, drei Schwiegersöhne. Alles, wie es sich gehört. Ah, ich vergaß, eine Schwiegermutter, eine alte, weitgereiste würdige alte Dame. Jüdin, befand Jan.

Und eine alte Jüdin hat eine jüdische Tochter und die hat garantiert einen jüdischen Ehemann. Ob sie nun religiöse sind oder nicht, ob jüdisch oder katholisch, das macht keinen Unterschied. So wenig wie eine deutsche Frau einen schwarzen Mann heiratet – Ausnahme, Ausnahme, Hut ab, so wenig heiratet eine Jüdin einen Goy. Also, das versprach, Interessant zu werden.

Nun, doch, die mittlere Tochter hatten einen solchen geheiratet. Tatsächlich. Hut ab. Aber er war nicht irgendjemand, er war ein hoch aufgeschossener junger Mann mit hoher Stirnglatze, ein richtiger Intellektueller. Nein – natürlich nicht, intellektuelle Menschen müssen nicht zwangsweise Intellektuelle sein – weiß ich ja.

Aber dieser Daniel war ein würdiger Vertreter seines Berufsstandes, ein Doktor der Chemie, so wie seine geliebte Frau Gemahlin, die Jüdin, die es wagte einen Goy zu heiraten – aber bitte, nicht unter ihrem Niveau.

Und dieser junge Daniel hatte sich mit dem Jan angefreundet, er kam zum Tee, mit und ohne seine Frau, mit und ohne Kind (nervig, nervig, der Jan konnte mit Kindern nichts anfangen. Das stimmt nicht ganz, wie wir bereits wissen).

Und immer wieder ging es um die Diskrepanz zwischen seinem deutschen Denken und dem französischen seiner Frau. Obwohl Jüdin und eigentlich nichts am Hut mit der Geschichte Frankreichs, verteidigte sie die Geschichte der Revolution, die des Napoleons, der vielen schwarzen Fußballer in der Nationalmannschaft.

„Was ist das für eine Scheiße?“, fragt der Daniel seine Frau

Da habe das Volk den Allernädigsten König gehabe, gegen den sie revoltieren, weil einige Hahnepampel sich von der Dummheit des Volkes einen schönen Tag machen wollen, und riskieren eine Diktatur, die alsbald das Volk aussaugt, wie es ein König nie und nimmer vermocht hätte. Ein Besessener, und keiner merkt es, ein Besessener, der nach seinem Waterloo noch den Antrag stellt, man solle ihm Soldaten ausheben, um den Krieg erfolgreich beenden zu können, und dem dann sein Sekretär und ehemaliger Minister sagen muss, er möge sich verpissen, Bluecher sei ihm bald auf den Spuren. Nein, nicht mit diesen Worten, Joseph Fouché war ein zivilisierter Mensch – fast jedenfalls.

Und auf diese Dummheit sie, die Franzosen, heute noch stolz sind.

Nun, die beiden waren klug genug, sich nur zu streiten ohne sich zu entzweien. Er hatte halt die Fähigkeit, sich abzuregen und sie hernach in die Arme zu nehmen.

Aber eben dieser Daniel auch beschwerte sich beim Jan, dass, kaum sei man im Dorf angekommen, die Leute außer Haus stürzten und schauten, um wen es sich denn da handeln mag. Nun, konnte es sich hier nur um Jan und Franziska handeln, wenn man mal die Kühe außer acht lässt, die außerdem nur im Winter „zu Hause“ sind. Nein, der Jan fühlte sich nicht angesprochen ob der vorsichtigen Ausdrucksweise des Daniel und der seltsamen Anschauung, in einem Dorf die Anonymität einer Großstadt zu fordern.

Man sieht, Intellektuelle müssen nicht immer absolut intelligent sein – oder umgekehrt?

„Daniel,“ so versucht es der Jan, „wir sind in einem Dorf, da ist jeder befaßt, wenn ein fremdes Auto ins Dorf „eindringt“. Denke daran, wie es früher war:

Da meldet sich der dem Dorf nähernde Händler schon von Ferne mittels seiner Glocke an der Kutsche an, bevor man ihn denn noch sehen konnte. Ruft die Leute aus dem Haus: 'Leute, Leute, kommt heraus, ich habe Neuigkeiten, kommt heran. Die Königin hat ein Kind bekommen, und so auch die Prinzessin. Die Kinder sind sich ähnlich wie ein Ei dem anderen.'“